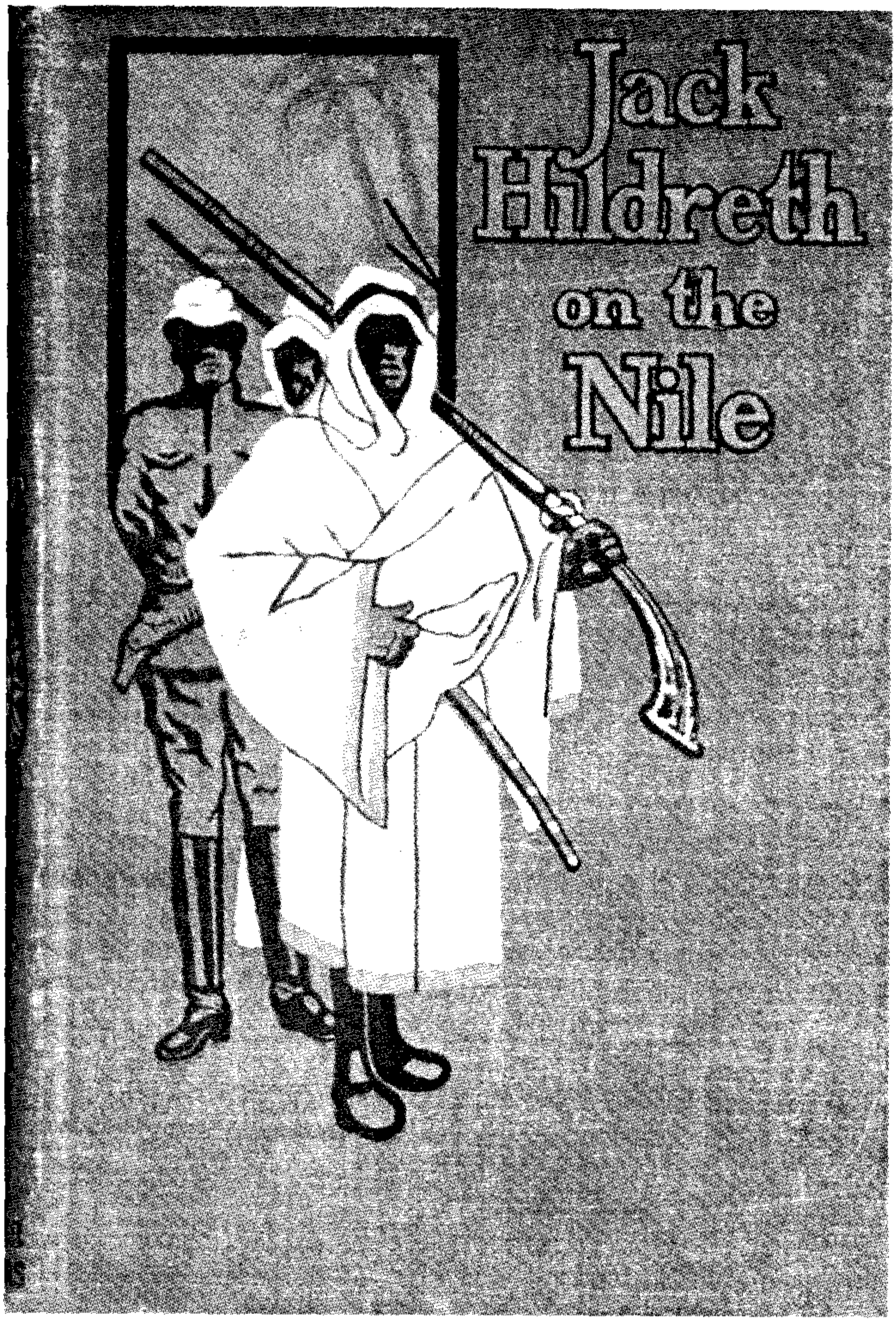
Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft



Nummer 126 / Dezember 2000 * 32. Jahrgang

Inhalt

Joachim Biermann	In eigener Sache	1
Horst Friedrich	Hatte Karl May Kenntnis vom versiegten altindischen ›Paradies‹-Strom Saraswati?	2
Volker Griese	Über Karl Mays Nietzsche-Rezeption	5
Jens Kiecksee	Karl May und Richard Wagner	15
Rudi Schweikert	Die Vexierhufeisen	17
Hartmut Walravens	Kong-pit oder das Geisterschreiben	21
Manfred Raub	Pueblos und Pueblo-Indianer bei Karl May – 3. Das Pueblo in *Satan und Ischariot*	27
Peter Bolz	Indianer und Deutsche: Eine klischeebeladene Beziehung (I)	39
Bernhard Kosciuszko	›Allerlei‹ aus den ›Gesammelten Werken‹	47
Ulrich von Thüna	Karl May in Verkleidung	48
Axel Delorme	Ein neues ›Compendium‹ für Sammler niederländischer Karl-May-Ausgaben	50
Wolfgang Hermesmeier/Stefan Schmatz	*Jack Hildreth on the Nile*	54
Ulrich von Thüna	Wer war Marion Ames Taggart?	60
Joachim Biermann	Eine Karl-May-Geschichte in der ›Gartenlaube‹	61
Ernst Klippel	Karl May und Ernst Keil (Faksimile)	62
Erwin Müller	Die Fundstelle (2)	64
Volker Griese	Sofie von Stieben oder Sophie von Stieber?	65
Wilhelm Brauneder	Zum Foto des Hotels Trefler	66
Herbert Wieser	Neues um Karl May	68
	Unser Spendendank	71

Unser Titelbild

Jack Hildreth on the Nile. Vermutliche Erstausgabe der von Marion Ames Taggart übersetzten US-amerikanischen Fassung von *Im Lande des Mahdi.* Vgl. dazu auch die Beiträge von Wolfgang Hermesmeier und Stefan Schmatz sowie von Ulrich von Thüna in diesem Heft. (Archiv S. Schmatz)

In eigener Sache

Liebe Mitglieder,

es ergibt sich zuweilen, daß – von der Redaktion ungeplant – sich in einem Heft Themenschwerpunkte ergeben, die sich im Nachhinein als durchaus sinnvoll erweisen. Diese Nummer der ›Mitteilungen‹ ist ein solcher Fall. Gleich mehrere Beiträge beschäftigen sich mit fremdsprachigen May-Ausgaben – in englischer, französischer und niederländischer Sprache – und erweitern so Stück für Stück unsere Kenntnisse auf diesem offenbar noch lange nicht erschöpfend erforschten Feld.
Ein ganz besonderer Glücksfall scheint mir zu sein, daß wir Ihnen für dieses Heft zwei Beiträge zur amerikanischen May-Ausgabe präsentieren können, die sich in nahezu idealer Weise ergänzen: In bewährt eingehender und präziser Weise weisen Wolfgang Hermesmeier und Stefan Schmatz gleich mehrere Ausgaben der bisher nur dem Titel nach bekannten May-Übersetzung *Jack Hildreth on the Nile* nach, und Ulrich von Thüna liefert erstmals nicht nur nähere Angaben zur Übersetzerin Marion Ames Taggart, sondern sogar noch ein Foto dieser interessanten Dame.
Auch ansonsten lassen sich diverse Bezüge zwischen Beiträgen dieser Nummer herstellen. So wird wiederum mehrfach das scheinbar unerschöpfliche Gebiet der Inspirationsquellen Karl Mays bearbeitet. Zwei weitere Arbeiten beschäftigen sich mit Mays vielleicht größtem Werk *Ardistan und Dschinnistan* und seiner weltanschaulichen bzw. thematischen Grundlage. Und endlich bestehen bekanntlich auch zwischen Wagner und Nietzsche, denen je ein Beitrag gewidmet ist, intensivste Beziehungen, die wohl auch May nicht entgangen sein werden.
Wir möchten es an dieser Stelle schließlich nicht versäumen, Engelbert Botschen, dem unermüdlichen Redakteur unseres Schwesterblatts ›KMG-Nachrichten‹, von ganzem Herzen zu seinem 70. Geburtstag zu gratulieren, den er im Februar kommenden Jahres feiert. Und er ist ja weit mehr als ›nur‹ einer von uns Redakteuren: Als Jurist hat er der KMG schon in manch schwieriger Situation sein Fachwissen und seinen Rat zur Verfügung gestellt. So ist der Wunsch auch nicht ganz uneigennützig, wenn wir ihm für die kommenden Jahre Gesundheit und noch viel Freude bei seinen umfangreichen und verdienstvollen Ruhestands-Tätigkeiten für die Karl-May-Gesellschaft wünschen.
Bei der Lektüre dieses letzten Heftes im Jahre 2000 wünschen wir Ihnen viel Vergnügen und hoffentlich auch willkommenen Zugewinn an Kenntnissen über Karl May. Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen für eine frohe Weihnachtszeit und ein gutes Neues Jahr 2001,

Ihr jb

Horst Friedrich

Hatte Karl May Kenntnis vom versiegten altindischen ›Paradies‹-Strom Saraswati?

In einen früheren Beitrag[1] hatte der Verfasser auf die Möglichkeit hingewiesen, daß Karl May zur Zeit der Abfassung von *Ardistan und Dschinnistan* (1907–1909) mit gewissen Tatsachen und Aspekten der altindischen Kultur und Sanskrit-Tradition vertraut gewesen sein könnte. Was kein großes Wunder wäre, da ja in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts, unter Gelehrten wie Theosophen, das Interesse an der indischen Tradition stark zugenommen hatte.

Abb. 1. Gebiet der Indus-Kultur. Städte und Ortschaften häufen sich entlang dem einstigen Saraswati-Strom. (›In Search of the Cradle of Civilization‹, S. 88.)

Nun entnehme ich einen einschlägigen Werk[2], daß interessanterweise auch der versiegte Paradies-Fluß Es Ssul in *Ardistan und Dschinnistan* ein recht gut passendes Gegenstück in der altindisch-vedischen Tradition hat.

Die im 20. Jahrhundert archäologisch ergrabene, proto-vedische Indus-Kultur sollte nach diesem beachtenswerten gelehrten Werk eigentlich besser ›Indus-Saraswati-Kultur‹ genannt werden, da seinerzeit nicht der Indus, sondern ein weiter östlich verlaufender, viel mehr Wasser führender Strom ›Saraswati‹ (vgl. Abb. 1) die Hauptachse und eigentliche Lebensader dieser Zivilisation gewesen sei. Dies bezeugen die älteren vedischen Schriften ebenso wie heutige Aus-

1 Horst Friedrich: War der Autor von ›Ardistan und Dschinnistan‹ ein Verehrer der Shakti? In: M-KMG 110/1996, S. 40–43.

2 Georg Feuerstein/Sudhash Kak/David Frawley: In Search of the Cradle of Civilization. Wheaton, Illinois/Adyar-Madras 1995.

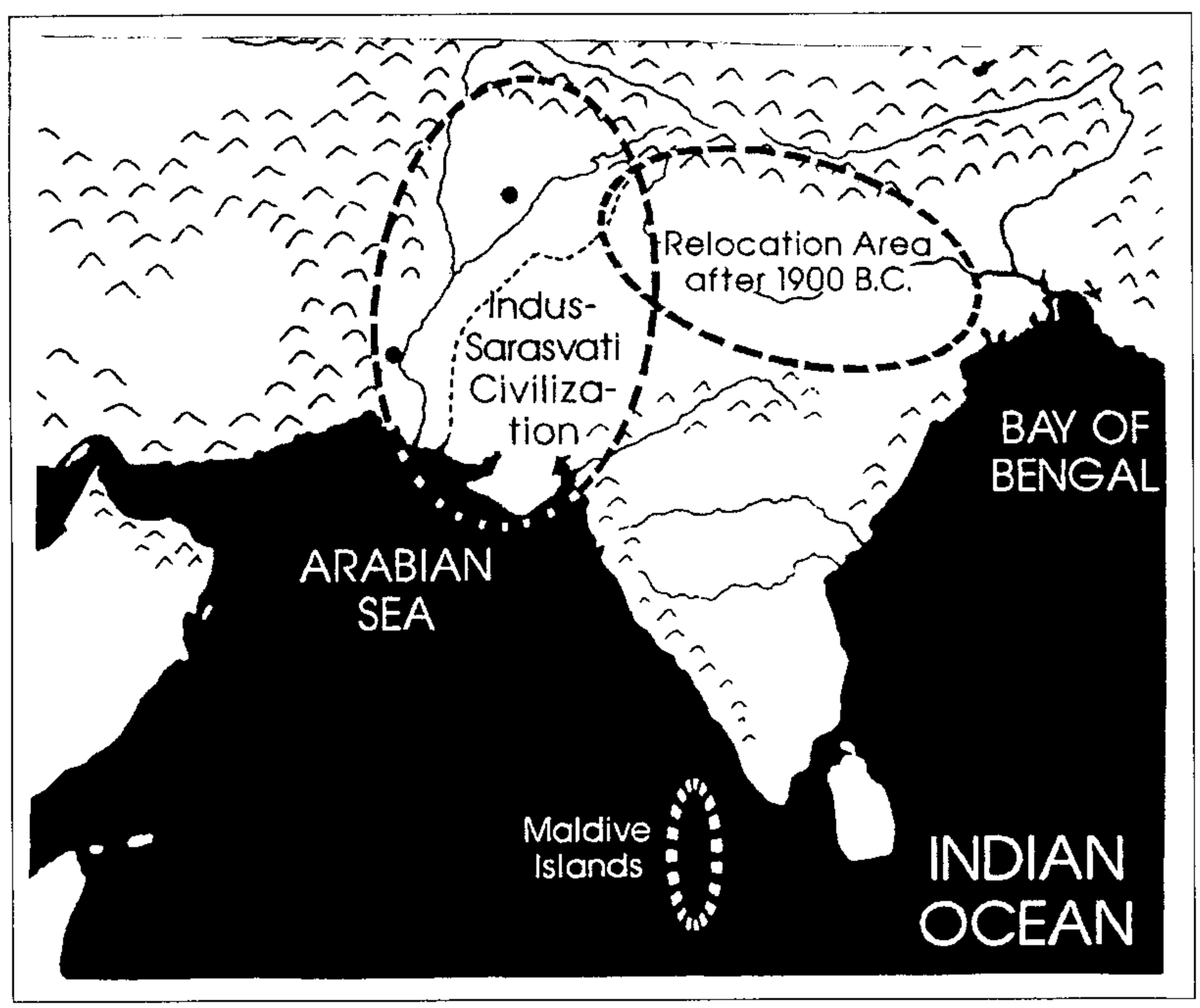


Abb. 2. Nach schweren geologischen Veränderungen, die auf ca. 1900 v. Chr. datiert werden, verlagerte sich der Schwerpunkt der proto-vedischen Zivilisation aus der Indus-Saraswati-Region in die Ganges-Tiefebene. (›In Search of the Cradle of Civilization‹, S. 97).

grabungen und Luftaufnahmen. In späterer Zeit ereigneten sich offenbar geologische Naturkatastrophen, die das Terrain völlig veränderten, Flüsse (Saraswati!) zum Versiegen brachten oder ihren Lauf veränderten, dadurch Schiffahrt unmöglich machten und das Herzland dieser Kultur von der Wasserversorgung abschnitten, so daß alles verödete. Anschließend verlagerte sich das Zentrum der altindischen Kultur aus der Indus-Saraswati-Region in die Ganges-Tiefebene (vgl. Abb. 2).

Nach *Ardistan und Dschinnistan* lag die Quelle Ssul (oder Sulh, Friede) des Paradiesstromes in den Hochgebirgen noch jenseits von Dschinnistan, wo einst das Paradies lag. In der Tat verlegen ja etliche Quellen das Paradies nach Hochasien. Und einst sei dieser Paradiesfluß als breiter Strom durch Dschinnistan und Ardistan geflossen und habe bis zum Meer für Fruchtbarkeit und Überfluß gesorgt. Erst später versiegte er, wegen der Sündhaftigkeit (besonders Kriegs- und Mordlust) der Menschen.[3]

Dies paßt sehr gut zum Saraswati-Strom. Seine Quelle lag im tibetischen Himalaya-Hochgebirge. Und Satelliten-Photos zufolge floß er einst, mit fruchtbaren Uferre-

3 Karl May: *Ardistan und Dschinnistan* (GR XXXI), S. 218.

gionen, durch jene Region, die heute zur großen indischen Wüste Thar geworden ist. Diese Satelliten-Photos zeigen auch, daß der einstige Saraswati-Strom viele Nebenflüsse hatte, die zusammen mit einen ausgedehnten Netz von Kanälen eine riesige fruchtbare Region mit Wasser versorgten. Mit dieser altindischen Kultur verglichen, waren die Anbauflächen Altägyptens oder des sumerischen Babyloniens vergleichsweise sehr bescheiden.

Ich hege allmählich den Verdacht, daß es immer wahrscheinlicher wird, daß der Karl May des Spätwerks auf irgendeine Weise mit bestimmten Aspekten der indischen Tradition bekannt geworden war. Dies wäre, wie eingangs schon bemerkt, zu jener Zeit kein großes Wunder. Man sollte diesen Fragen vielleicht gründlicher nachgehen. Am wahrscheinlichsten erschiene mir ein solcher Kontakt über die damals hochaktive Theosophie-Bewegung. Man könnte dabei etwa an den bekannten Theosophen (und zeitweisen Begleiter der charismatischen Deutschrussin H. P. Blawatzky) Dr. Franz Hartmann denken[4], der oft auf Vortragstournee war.

Noch im heutigen Indien ist übrigens Saraswati jene Göttin, d. h. jener Aspekt der göttlichen Allgegenwart, an den man sich wegen Förderung von Kreativität, Musik, Wissen, Gelehrtheit und Weisheit wendet, alles Gebiete, die in jener protovedischen Hochkultur sehr gepflegt wurden.

4 Vgl. hierzu Horst Friedrich: Dr. Franz Hartmann, „Theosoph und Mystiker". In: M-KMG 93/1992, S. 45–47.

Volker Griese

Über Karl Mays Nietzsche-Rezeption

„Von unantastbar glaubwürdiger Seite habe ich erfahren, daß ein vor mehreren Semestern verstorbener Ordinarius der Philosophie (ich werde nicht verraten, an welcher bundesdeutschen Universität) die Stirn gehabt hat, in seinem Kolleg Friedrich Nietzsche mit Karl May auf eine Stufe zu stellen und die Gestalt seines Zarathustras mit Old Shatterhand. Er glaubte wohl, damit witzig zu sein und ein herrliches aphoristisches Ei zu legen. Der dümmere Teil der Hörerschaft grinste. Meine Meinung ist, daß solchem Strolch nicht die venia legendi gebührt hätte, gar ein Ordinariat, sondern ein Tritt in den Hintern."[1]

„In großen Dingen genügt es, sie gewollt zu haben." (Friedrich Nietzsche)

I.

Friedrich Nietzsches Werke wie ›Morgenröte‹ (1881), ›Jenseits von Gut und Böse‹ (1886), ›Zur Genealogie der Moral‹ (1887), vor allem aber die beiden Werke die philosophische Dichtung ›Also sprach Zarathustra‹ (1891) und ›Der Antichrist‹ (1894) erreichten die spektakulärsten Wirkungen und schlugen die Menschen im ausgehenden 19. Jahrhundert in ihren Bann. Die Visionen vom ›Übermenschen‹, von der ›Umwertung der Werte‹, der Begriff der ›blonden Bestie‹, die ›Ewige Wiederkehr des Gleichen‹ oder ›Gott ist tot‹ waren in aller Munde. Das vordergründig Kraftsprühende, Egoistische und Infragestellende der Moral von Jahrhunderten in Verbindung mit Nietzsches Radikalität im Ausdruck machte viele seiner Leser berauscht im Umgang mit den Aussagen der Werke. So manch einer sah in seinen Büchern die Aufforderung zu wilder Unbedenklichkeit, zu einem reinen Sozialdarwinismus. Der von Nietzsche apostrophierte ›freie Geist‹, der die ›Umwertung der Werte‹ proklamierte, traf auf eine Gesellschaft, in der technische und soziale Umwälzungen praktisch schon vollzogen waren. Auch der Nihilismus war eine bekannte Tendenz; einzig das Sprachrohr fehlte. So trafen Nietzsches Thesen auf fruchtbaren Boden, so wurde er zum Sprachrohr einer neuen Generation vor allem von Künstlern und Intellektuellen. Die Einheit von Leben und Werk, das tragische Ende des großen Philosophen im Delirium trugen ein Übriges zur Popularisierung und Faszination bei. Dabei wurden klaglos die zahllosen Widersprüche im Werk hin- bzw. nicht zur Kenntnis genommen. So findet sich zu jedem noch so dezidierten Urteil über ein Problem oder eine Person irgendwo im Werk auch die nicht weniger entschiedene Behauptung des Gegenteils. Es ist denn eine nicht geringe Kunst, Nietzsche zu lesen, die bedeutet, daß man seine Sicht nicht verengen läßt durch „isolierte Formeln, durch Radikalismen, durch das Wörtlichnehmen seiner Aussagen".[2] So handelt es sich bei der ›blonden Bestie‹ nicht um einen herrenmenschlichen Arier, es ist schlicht ein Löwe in Verbindung mit einem ›Tauben-

1 Kurt Hiller: Was ist Nationalsozialismus? (1964). In: Radioaktiv. Reden 1914–1964. Ein Buch der Rechenschaft. Wiesbaden 1966, S. 293. [Zit. nach: M-KMG 98/1993, S. 47].

2 M. Montinari: Nietzsche lesen. Berlin u. New York 1983, S. 3.

schwarm‹ und spezieller: Venedig mit dem Markusplatz. Bei der ›Götzendämmerung‹ handelt es sich nicht um ein Happening zur Zerstörung von Kultur und Zivilisation, sondern – das Vorwort des Buches erklärt es – das Abklopfen einer Tonstatue mit einem Hämmerchen: ob in ihr etwas Edelmetall verborgen sei. Doch die meisten Leser ließen sich durch die Oberflächlichkeit der Schlagworte blenden und nahmen ihren Nietzsche-Kult mit in die Schützengräben des 1. Weltkrieges, wo er sein Ende fand.

Zwischen May und Nietzsche besteht eine „tiefgehende Verwandtschaft"[3], ja, beide hätten als Beschließer der Romantik zu gelten, darauf verwies Werner von Krenski in einer Untersuchung über gemeinsame Beziehungspunkte schon frühzeitig innerhalb der Karl-May-Forschung. Doch gab es neben der literarischen und/oder geistiger Verwandtschaft auch eine direkte Beeinflussung?

Karl Mays Beschäftigung mit dem Werk Friedrich Nietzsches ist zunächst geprägt durch Kenntnisnahme von Leserzuschriften wie der folgenden, in der er positiv gegen Nietzsche und dessen Verneinen des überkommenen christlichen Wertekanons abgegrenzt wird.

> „[...] Von Ihren Werken war mir allein ›Am Jenseits‹ noch unbekannt. Ich habe daher die Lektüre des Buches sofort begonnen und trotz vieler anderer Arbeiten bis zu Ende durchgeführt. Wenn ich von Ihren früheren Werken und der pädagogischen Bedeutung derselben entzückt war, so hat der Inhalt dieses Buches mich geradezu hingerissen. Möge der liebe Gott Sie dafür segnen und das Buch nicht nur jenen zugänglich machen, die zwar den Glauben an denjenigen zu haben vorgeben, der aus Liebe zu der Menschheit die Menschennatur angenommen und als schwaches Kind unter uns erschienen ist, deren Werke aber schlimmer sind als die der Heiden, sondern auch denen, die alles positiven Glaubens bar und ledig in Nietzsche's Uebermenschen [Sperrung durch VG] ihr Ideal erblicken. Hat ›Am Jenseits‹ mir selbst viel genützt, wie ich offen gestehe, so will ich, soviel als möglich, dafür sorgen, daß es auch andern, meinen Pfarrkindern, Nutzen bringe und ihnen ein Führer werde zu einem wahrhaft christlichen Leben [...]" L. Pfarrer.[4]

Es wird nicht die einzige diesbezügliche Mitteilung gewesen sein, denn Mays Standpunkt ist in vielem dem Nietzsches entgegengesetzt. Der, überzeugt, daß das Christentum zum Zerfall der europäischen Rasse führen würde, da es die „Partei alles Idiotischen"[5] sei, setzt scheinbar alles auf Härte, Männlichkeit, Kampfeslust – dem Willen zur Macht, ohne moralischen Ballast. Für Nietzsche ist der Mensch nicht göttlicher Abkunft, sondern das interessanteste der Tiere (Antichrist 364); Christentum ist krankhaft (Antichrist 366); das Christentum ist ein Aufstand alles Am-Boden-Kriechenden gegen das, was Höhe hat (Antichrist 385). Diese Thesen – allesamt aus dem ›Antichrist‹ (1894), den Karl May besaß, müssen ihn treffen, be-

---

3 Werner v. Krenski: Friedrich Nietzsche – Karl May. In: KMJb 1925, S. 199.

4 Zit. nach: [Karl May]: *Karl May als Erzieher und Die Wahrheit über Karl May oder Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte von einem dankbaren Leser.* Freiburg 1902, S. 128. — Original Karl-May-Verlag, Bamberg u. Radebeul [ferner: May, Dankbarer Leser].

5 Friedrich Nietzsche: Der Antichrist. Werke in 3 Bänden. Kettwig 1990. Bd. 1, S. 391 [ferner: Nietzsche, Antichrist].

sonders, da sie genau die Werte negieren, für die er – fest im christlichen Wertesystem verankert – in seinen Erzählungen immer wieder einzutreten versucht.
Über den täglichen Zeitungsrummel um Nietzsches Leben und Werk hinaus, der mit dem Tod des Dichter-Philosophen 1900 einem neuen Höhepunkt entgegenstrebte, wird sich May nicht eingehender mit dessen Gedankengängen befaßt haben. Sein Umgang mit den Denkern seiner Zeit war eher sekundär geprägt. In der Erzählung *Old Surehand I*, 1894 erschienen, brüstet sich der Ich-Erzähler gar mit seiner mangelnden Intellektualität, da er *die Werke unserer »großen Philosophen«, welche noch heut in meiner Bibliothek »glänzen«,* [...] *außerordentlich schone, indem ich sie fast nie in die Hand nehme* (GR XIV, 408). Was er auch nicht konnte, da er sie nicht besaß. Einzig Schopenhauers ›Parerga und Paralipomena‹[6] findet sich verloren und als Torso in seiner Bibliothek. Da waren die populärwissenschaftlichen Werke seiner Zeit schon prägender. Houston Stewart Chamberlain[7], Ralph Waldo Trine[8] oder Ludwig Büchner[9] sind mit ihren bekannten Veröffentlichungen vertreten. Jedoch –: Arno Schmidt wies schon früher auf Mays Arbeitsweise hin:

> „[...] er gehörte zu jener für den Biografen & Filologen anstrengendsten Schriftstellersorte, denen abgeleitetste, ja nun nicht mehr ›Quellen‹ sondern Rinnsale zu ihrer Information mehr als genügten: eine Zeitungsnotiz, ›unter dem Strich‹ deckte seine Bedürfnisse völlig.“[10]

So mag unter dem Strich auch Mays öfter ab Mitte der 1890er Jahre verwendete Widmung einer ›Beschäftigung‹ mit dem populären Dichter-Philosophen am Rande ihre Ursache verdanken: *Das Leben ist ein Kampf, der Tod ist der Sieg. Ich lebe, um zu kämpfen und ich sterbe, um zu siegen.*[11] „Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg.“ postuliert dagegen Nietzsche im ›Zarathustra‹, der aber erst nach 1900 Eingang in Mays Bibliothek gefunden hat. Das bedeutet aber nicht, daß er ihn nicht zuvor schon gelesen hatte.
Mays Beschäftigung mit Friedrich Nietzsche setzte nach der Wende zum 20. Jahrhundert ein, gleichzeitig auch ein Wendepunkt in seinem eigenen literarischen Schaffen und Leben. Nachweislich war er am 18.1.1902 in Dresden zu Gast bei Rudolf Steiners Vortrag über ›Nietzsches Leben und Werk‹. Nur wenig später, am 5. März, besuchte er Richters Kunstausstellung in Dresden und lernte das Monu-

---

6 Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. Bd. 2. Leipzig o. D. [No. 1395] – Mein Dank gilt den Herren Hans Grunert und René Wagner vom Karl-May-Museum in Radebeul, die eine Einsichtnahme in Karl Mays Bibliothek ermöglichten und somit diesen Artikel bereichern halfen.
7 Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 5. Aufl. 2. Bde. München 1904. [No. 676–677]
8 Ralph Waldo Trine: Was alle Welt sucht. Stuttgart 1906. Ders.: In Harmonie mit dem Unendlichen. Stuttgart 1907. Ders.: Das Größte, was wir kennen. Stuttgart 1908.
9 Ludwig Büchner: Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft. Leipzig 1889. Ders.: Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart. 2. Aufl. Leipzig 1890. Ders.: Das Buch vom langen Leben. Leipzig 1892.
10 Arno Schmidt: Sitara und der Weg dorthin. Frankfurt 1974, S. 220.
11 Buchwidmung Karl Mays, zit. nach M-KMG 62/1984, S. 18.

mentalgemälde Sascha Schneiders ›Um die Wahrheit‹ kennen. Klara May notierte in ihr Tagebuch: „Ein gewaltiger Geist".[12] Auf einem Teil des 12 × 4 Meter großen und aus mehreren Einzel-Segmenten zusammengesetzten Bildes ist der ›Geistkämpfer‹ mit den Zügen Friedrich Nietzsches abgebildet, was noch durch die Unterschriften ›Also sprach Zarathustra‹ und ›Jenseits von Gut und Böse‹ unterstützt wird. Die von May gesuchte Nähe und die schließlich neu gewonnene Freundschaft mit dem Erschaffer des Gemäldes, mit Sascha Schneider, und der intensive gedankliche Austausch zwischen den beiden Künstlern in der ersten Zeit werden die Beschäftigung mit Nietzsche noch bestärkt haben, denn Schneider stand dem Dichter-Philosophen in manchen Ansichten sehr nahe. Nicht zuletzt kommt dies im umfangreichen Briefwechsel zum Ausdruck:

> „Kein bedeutender Mann ohne Kampf mit dem Leben u. mit sich selbst. Wir sind Fleisch u. werden es bleiben u. sollen es bleiben, darüber hinaus ist unmöglich. Wollen wir es bleiben! sagt Nietzsche, aber er spricht nur zu Wenigen! Dieser große Zertrümmerer!" (Sascha Schneider an May, 7.4.1905).[13]

Zeitgleich mit beiden Ereignissen wuchs die Abteilung 13 in Mays Bibliothek um weitere 16 Bände an.[14] Von den 51 Bänden, die May in seinem Bibliotheksverzeichnis der Philosophie zuordnete, sind somit über 31 % dem Leben und Werk Nietzsches zugehörig. Es sind dies:

- Friedrich Nietzsche: Werke. 8 Bde. Leipzig 1899ff. [No. 314–321]
- Friedrich Nietzsche: Gedichte und Sprüche. Leipzig 1901. [No. 1515]

Doch vor allem sind es Schriften über Nietzsche, die ihm helfen sollen, den Zugang zum Werk zu erleichtern:

- Paul Kuehn: Das Nietzsche-Archiv zu Weimar. Darmstadt o. J. [No. 655]
- Otto Stock: Friedrich Nietzsche. Der Philosoph und der Prophet. Braunschweig 1901. [No. 1513]
- Raoul Richter: Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1903. [No. 1516]
- Ernst Horneffer: Vorträge über Nietzsche. 4. Aufl. Berlin 1903. [No. 1759]
- J. G. Findel: Zarathustras Versöhnung. Leipzig 1901. [No. 427]
- Engelbert Lorenz Fischer: Friedrich Nietzsche – Der „Antichrist" in der neuesten Philosophie. Regensburg 1901. [No. 1512]
- Henri Lichtenberg: Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Dresden 1900. [No. 1514]

Daß Karl May sich mehr mit der Lektüre beschäftigt hat, steht außer Frage; belegen doch die zahlreichen Anstreichungen vor allem innerhalb der Seiten der Sekundärliteratur, daß er nicht nur oberflächlich den Inhalt verkonsumiert hatte. Allerdings:

---

12 Zit. nach Hansotto Hatzig: Karl May und Sascha Schneider. Dokumente einer Freundschaft. Bamberg 1967, S. 36.

13 Ebd., S. 76.

14 Karl May: Katalog der Bibliothek. Faksimile der Handschrift. Hrsg. von Hermann Wiedenroth u. Hans Wollschläger. Bargfeld 1995, S. 57f. – Die von Karl May benutzten Katalognummern sind in eckigen Klammern beigegeben.

Die Werkausgabe unterstreicht den schon gebrauchten Satz, daß May die Bücher der großen Philosophen schonte, indem er sie fast nie in die Hand nahm; sie glänzt in fast neuwertigem Zustand. Unter- und Anstreichungen finden sich nur innerhalb der Bände 1 (hier speziell: ›Unzeitgemäße Betrachtungen‹) und 8 (hier speziell: ›Der Fall Wagner‹, ›Götzendämmerung‹, ›Nietzsche contra Wagner‹), wobei diese Anstreichungen, die allesamt um das Thema Richard Wagner kreisen, durchaus auch von Klara May, die eine große Wagnerianerin war, stammen können. Zweifelsfrei dagegen sind die zahlreichen Anstreichungen im Band ›Gedichte und Sprüche‹. Besonders aufmerksam gelesen hatte er zudem die Bände von Raoul Richter und Otto Stock. Fast jede zweite Seite ist bei letzterem von der inneren Anteilnahme gezeichnet, von der einfachen Untersteichung bis zu der mehrfachen seitlichen Anstreichung, ein Zeichen der stärkeren emotionalen Bindung an die Aussage. Ein Querschnitt sei hier kurz vorgestellt.[15] Benutzt wurde von May zur Anzeichnung ausschließlich ein Bleistift.

- „Gerade sie hat die Fühlung mit dem Leben heute stark verloren." [Über die Philosophie, Stock, 17].
- „[...] denn Kultur ist für Nietzsche Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen," [Stock, 20].
- „Fast allen modernen Menschen gemeinsam ist die Faulheit zum Erfassen und Geltendmachen der Individualität. Sie wollen nicht selbst gehen und sich mit der Wegweisung begnügen; sie wollen geschoben und gezogen werden. Sie wagen nicht, sie selbst zu sein;" [Stock, 23].
- „Nietzsche hatte an entscheidender Wegkreuzung den rechten Pfad verfehlt." [Stock, 44].
- „Schade, der Mann, der den Wert von Kampf und Kampfesstärke so begeistert zu preisen wußte, hat die Sittlichkeit als Kampf und Sieg nicht begriffen. Der Gedanke, daß alle wahre Macht, auch die über andere, die Macht über sich selbst fordert, blieb, wenn nicht unverstanden, doch unfruchtbar." [Stock, 49].

Allerdings findet sich in keinem der Bücher auf der letzten Seite handschriftliche Eintragungen von Karl May – Seitenzahlen oder Sujets –, ein sonst zunächst untrügliches Zeichen, daß er über die reine, kurzlebige Lektüre sich mit der Materie zu beschäftigen, ja sie vielleicht sogar für sein Schaffen zu adaptieren gedachte.
In der 1902 im Entstehen begriffenen Erzählung *Im Reiche des silbernen Löwen 3* – eine Zeit, während der sich May demnach näher mit Friedrich Nietzsche auseinanderzusetzen begann – tauchen dann in der Person des Ahriman Mirza neben Überblendungen anderer Personen, wie z. B. Fedor Mamroth, auch Züge des Dichter-Philosophen Nietzsche auf. Dieser Schwachheitshasser ist auch schnell an seinen drastischen Phrasen zu erkennen: *Ich bin geladen wie eine aufrichtige Kanone!* (GR XXIX, 484) erinnert sehr an Nietzsches Satz „Ich habe die große Kanone; ich schieße die Zukunft der Erde in zwei Stücke"[16]. Auch die Symbolik der Schatten –

15 Einen erschöpfenden Einblick erlaubt hier das z. Z. in Arbeit befindliche annotierte Gesamtverzeichnis der Mayschen Bibliothek, mit allen von May getätigten Anstreichungen, hrsg. von Hermann Wiedenroth: Historisch-kritische Ausgabe. Bargfeld. Bd. IX.1.

16 Friedrich Nietzsche: Ecce Homo. Werke in 3 Bänden. Kettwig 1990. Bd. 1, S. 414

als deren Fürst Ahriman Mirza sich im Laufe der Handlung entpuppt – findet sich in zahlreichen Abwandlungen in Nietzsches Werken vor, auch in den autobiographischen Betrachtungen:

> „Damals – es war 1879 – legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum: ›Der Wanderer und sein Schatten‹ entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten." (Nietzsche, Homo, 369)

Und wie Nietzsche in geistiger Umnachtung in Turin einen Droschkengaul umarmt und währenddem zusammenbricht, so verfällt Ahriman Mirza dem Wahnsinn, nachdem ein umstürzendes Pferd ihn unter sich begräbt. Einen weiteren Vertreter Nietzscheschen Gedankengutes stellt das ›persische Gerippe‹ im ›Großen Traum‹ dar, dessen Aussagen stellenweise wie Zitate des Dichter-Philosophen klingen.[17] Und auf der philosophischen Leseebene ist eine dezidierte Auseinandersetzung mit Nietzsches Atheismus zu erkennen, wie ja der Roman als Beschäftigung Mays mit der „lebendige[n] und lebenspendende[n] Beziehung" Mensch–Gott gelesen werden kann.[18] Obwohl als Christ und Mensch ein Antipode, konnte sich May der Faszination durch Nietzsche nicht entziehen und nennt ihn einen *der größten Weltweisen in Dschermanistan* (GR XXVIII, 484). Erstmals wies Arno Schmidt auf Reminiszenzen an den Philosophen im Werk Karl Mays hin.[19] Er zitierte sogar einen bisher apokryph gebliebenen Brief vom 14.10.1902, in dem May sich über dessen Sprachstil – *Nietzsches Schwulst*[20] – hinsichtlich des Aphorismus Nr. 377 in ›Menschliches, Allzumenschliches‹ mokiert.

In den sich anschließenden Monaten und Jahren taucht manch ein Gedankensplitter aus Nietzsches Werken auch bei Karl May auf. Daß es eines neuen Adels bedürfe, einer *geistigen und ethischen Aristokratie*[21] findet sich mehrfach bei Nietzsche, u. a. im ›Zarathustra‹:

> „Darum, o meine Brüder, bedarf es eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewalt-Herrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt ›edel‹."[22]

Auch dem Begriff „Luft-Schiffahrer des Geistes"[23] begegnet der Leser des öfteren und läßt ihn an Mays Ausspruch vom *Aviatiker*, der er sein wollte, denken. Doch

---

[ferner: Nietzsche, Homo].

17 Dieter Sudhoff: Karl Mays Großer Traum. Erneute Annäherung an den ›Silbernen Löwen‹. In: JbKMG 1988, S. 157.

18 Hermann Wohlgschaft: ›Was ich da sah, das ward noch nie gesehen‹. Zur Theologie des ›Silberlöwen III/IV‹. In: JbKMG 1990, S. 255.

19 Arno Schmidt: Abu Kital. Vom neuen Großmystiker. In: Dya Na Sore. Karlsruhe 1958. – Vgl. dazu auch: Hatzig, wie Anm. 12, S. 49f.

20 Schmidt, wie Anm. 19, zit. nach: Dialoge. Bd. 2. Bargfeld u. Zürich 1990, S. 50.

21 Karl May: *Erläuterungen zu Babel und Bibel*. In: Lichte Höhen. Bamberg o. J., 113. Tausend, S. 267.

22 Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Werke in 3 Bänden. Kettwig 1990. Bd. 2, S. 288 [ferner: Nietzsche, Zarathustra].

die größere Auseinandersetzung wagt May erst Jahre später mit seinem ambitioniertesten Werk.

II.

Nach all den Wandlungen – inneren wie äußeren –, denen Karl May nach dem Jahrhundertwechsel gegenüberstand, nach Angriffen auf seine Person, nach Scheidung, Pressefehden und einer Hydra von Prozessen, welche das strahlende Bild des Bürgers May zerstieben ließen und eine Karikatur an seine Stelle zu plazieren verstanden, nach diesen Entwicklungen war er endlich an einem Punkt angelangt und reif für ein Unterfangen, wie es schon Jahre zuvor von ihm angekündigt worden war: Die Reiseerzählungen sollten *einer bisher noch welt- und erdenfremden Mündung* (May, Dankbarer Leser, 4) zuströmen. Mit seinem noch einmal weit ausholenden Werk *Ardistan und Dschinnistan*, 1909 als Buch erschienen, verließ May vollständig die irdische Welt, um sie gegen eine imaginäre Region Namens ›Sitara‹ einzutauschen. Und gleich der Beginn läßt ahnen, wie groß die tägliche Mühsal zur Zeit der Niederschrift gewesen sein mag, wie der Schriftsteller sich von Unbill umspült wähnte, um Ikbal, dies leuchtende Utopia, beschreiben zu können.

> *Ikbal ist eine der schönsten Residenzen Marah Durimehs. Ihre fürstliche Wohnung, mehr einem Tempel als einem Schlosse gleichend, hebt sich wie die aus weißem Marmor gedichtete Strophe eines salomonischen Psalmes hell, klar, rein und leuchtend von dem dunkeln Hintergrunde der himmelanstrebenden Berge ab. Diese liegen im Norden. Nach Süden dehnt sich die blaue, von silbernen Fäden durchzogene See, leise atmend, wie ein schlafendes, glückliches Kind, welches im Traume lächelt. Und wie köstliche, schimmernde Perlen, die von einer reichen, kunstsinnigen Fee aus der Meerestiefe emporgeholt und am Ufer in grünende Gärten gebettet wurden, so haben sich die Häuser der Untergebenen dem Palaste der geliebten Gebieterin zu Füßen hingestreckt. Die Seeluft mildert die Glut der strahlenden Sonne. Schattige Wege führen vom Tale zu Berge, vom Berge zu Tal. Goldige Früchte winken aus dunklem Laub. Jede Bewegung der Luft spendet süßen Blumenduft. Ed Din, der Fluß, tritt, unberührt von dem Schmutze des alltäglichen Lebens, wie eine Offenbarung aus höheren Welten aus dem Gebirge hervor, schließt Ikbal in zwei schwellende Arme ein und tritt dann in die See, um ihre Flut zu läutern und zu klären.* (GR XXXI, 1f.)

Auf der einen Seite mag diese Schilderung verdeutlichen, wie May sich einer schlimmen Realität verweigert und an ihre Stelle eine andere, eine sehnsüchtige Utopie zu setzen versteht, andererseits beginnt hier der Einstieg in Mays Antwort auf seine Beschäftigung mit dem Werk Friedrich Nietzsches.

Welch paradiesische Schilderung und welche Faszination soll von Ikbal ausgehen? Kara Ben Nemsi wandelt durch die Gärten mit der alten greisen Menschenkennerin Marah Durimeh. Da stehen sie, schicken ihre Blicke von der Höhe über das Meer hinaus und bekümmern sich um die zerstrittene Welt. Unter völlig anderen Vorzeichen, diametral gespiegelt, findet sich ein anderer Hort. Auch dort wird voller Erwartung über das Meer geschaut, doch handelt es sich dort um eine Einzelperson. Ähnlich wie mit Marah Durimeh erblicken wir in dem alten, weißhaarigen Greis

23 Friedrich Nietzsche: Morgenröte. Werke in 3 Bänden. Kettwig 1990. Bd. 1, S. 361 [ferner: Nietzsche, Morgenröte].

eine ehrwürdige Gestalt. Voller Erwartung haust er – nicht in einem paradiesischen Ikbal, vielmehr in einer kargen Höhle. Was hat dieser sonderbare Heilige und Einsiedler mit seiner Höhle in felsig unfruchtbarer Landschaft zu bieten? Doch er ist ein gewaltiger Geist, ein Zerstörer und Erneuerer, der den Menschen eine neue Lehre geschenkt hat, die Lehre vom Übermenschen. Die Rede ist von Zarathustra, jener an den altpersischen Zoroaster angelehnten Figur Nietzsches aus ›Also sprach Zarathustra‹. – Die Grundkonzeption zum ›Zarathustra‹ entwickelte Nietzsche übrigens auf einer Wanderung am See von Silvaplana „bei einem mächtigen pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlei, 6000 Fuß über dem Meer und viel höher über allen menschlichen Dingen und bei Spaziergängen an der Riviera. "[24]
Zarathustra saß vor seiner Höhle, „man schaut aber dort auf das Meer hinaus, und hinweg über gewundene Abgründe" (Nietzsche, Zarathustra, Bd. 2, 312). Er holt sich einen Menschen nach dem anderen, Menschen des Überdrusses, des Ekels, Menschen der Sehnsucht, in seine einfache Höhle, um sie zu seinen Jüngern auszubilden, um ihre Augen wieder strahlend zu machen. Zu diesem Zweck begibt er sich oft auf Wanderungen über Gebirge, durch Wälder und Sümpfe. Kara Ben Nemsis Weg führt ihn dagegen durch Sümpfe, Wälder und Gebirge, als Abgesandter die Menschheit nach Dschinnistan in eine bessere Welt zu führen.
Viel ist im ›Zarathustra‹ vom Hinüber zu neuen Ufern die Rede, u. a. „[...] da erst schiffte ich den Menschen ein auf seine hohe See" (Nietzsche, Zarathustra, Bd. 2, 296). May nahm dies wörtlich und ließ das Schiff Wilahde, die Geburt, den Anker lichten und schiffte sich selbst mit seinem zweiten Ich, dem Hadschi Halef Omar, ein, um nach Ardistan zu fahren. Übrigens benutzte Nietzsche mehrmals in seinen Werken diese Redewendung wie „auf die Schiffe ihr Philosophen." (ebd., 79)
Weitere Rudimente aus dem ›Zarathustra‹ fallen ins Auge. „Panterhaft sind des Dichters Sehnsüchte" (ebd., 363) lautet eine Stelle, und so taucht bei May der stets in einfachen Anführungszeichen gesetzte ›Panther‹ auf, ein begabter aber verzogener, von seinem Naturell sich leiten lassender junger Mann. Sein Ende ist von zunehmendem Wahnsinn gekennzeichnet; ein Schicksal, daß ihn mit Nietzsche verbindet.
Mehrfach ist von „wilden Hunden" die Rede, die für die „schlimmen Triebe" (ebd., 159, 164)[25] des Menschen stehen. Da ist die Rede von den „inneren Brunnen des Geistes" (ebd., 211), und schon finden wir dies wörtlich umgesetzte Gebilde als Brunnenengel in *Ardistan und Dschinnistan* wieder. Einmal wird dem Einsiedler Zarathustra von einem rauchenden Feuerberg erzählt, durch ihn hindurch führe ein schmaler Weg abwärts zum Tor der Unterwelt. Bei May – wir wundern uns nicht, kennen wir doch seine oft angewandte Arbeitsweise der diametralen Umkehr – führt der Weg aufwärts, den flammenden Höhen von Dschinnistan und dessen Eingangstor zu. Da fällt kurz der Hinweis auf eine mumifizierte Stadt und vom ›Reich des Todes‹ ist die Rede, ein Tal bar jeglicher Vegetation, „hier starrten schwarze und rote Klippen empor: kein Gras, kein Baum, keine Vogelstimme. Es war näm-

---

24 Raoul Richter: Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Leipzig 1903, S. 73.
25 Erstmals wies Gerd Ueding auf diese Übereinstimmungen in der allegorischen Struktur hin: Der Traum des Gefangenen. Geschichte und Geschichten im Werk Karl Mays. In: JbKMG 1978, S. 82.

lich ein Tal, welches alle Tiere mieden". Von unterirdischen Stimmen ist die Rede. „Da aber wurde die tote Öde laut: vom Boden auf nämlich quoll es gurgelnd und röchelnd, wie Wasser nachts durch verstopfte Wasser-Röhren gurgelt und röchelt; und zuletzt wurde daraus eine Menschen-Stimme und Menschen-Rede" (ebd., 333f.). Es ist nicht weit her, daraus Anregungen zur Gestaltung des wuchtigen Bildes der Stadt der Toten zu entnehmen.

Einmal kommt Zarathustra – durch viele Sümpfe, Wälder und Berge ist er gewandert – an die ›große Stadt‹. Da es nichts zu „bessern, nichts zu bösern" gibt, geht er an der Stadt vorbei, denn: „Diese Lehre aber gebe ich dir [...]: wo man nicht mehr lieben kann, da soll man – vorübergehen!" (ebd., 269). Mays Meinung ist entschieden anders; es gibt auf jeden Fall etwas zu verbessern, und so schickt er Kara Ben Nemsi und die Seinen in die große Stadt, die Hauptstadt von Ardistan, getreu einem anderen Motto Nietzsches: „Auf Schleichwegen schleicht sich da der Schwächere in die Burg und bis ins Herz dem Mächtigeren – und stiehlt da Macht" (ebd., 219). Der Maysche Held bezwingt den liebesarmen Mir von Ardistan resp. gewinnt dessen Herz und läßt ihn die Liebe wieder neu finden. Dieser Gewalt- und Machtmensch, als der er zunächst hingestellt wird, verkörpert auf den ersten Blick den von Nietzsche gepriesenen ›Übermenschen‹ mit dem ›Willen zur Macht‹. Mit dem zweiten Blick entpuppt er sich aber als ganz normaler Mensch.

> *Ich aber wußte, daß der Mensch stets menschlich bleibt, sowohl in guten, als auch in bösen Dingen. Kein Mensch kann so vortrefflich sein, daß er nur Engel ist. Und kein Mensch kann von Gott so völlig aufgegeben werden, daß man nur noch Teuflisches, nichts Menschliches mehr an ihm findet.* (GR XXXII, 94)

In dem Werk ›Menschliches Allzumenschliches‹ läßt Nietzsche sich über Volksheere aus:

> „Der größte Nachteil der jetzt so verherrlichten Volksheere besteht in der Vergeudung von Menschen der höchsten Zivilisation [...] und zwar werden relativ am meisten immer die Höchstgebildeten zum Opfer gebracht."[26]

May bewegte dies in seinem Herzen und läßt – mit diesem Wissen – bei den Ussul nur Versehrte und Invaliden als Soldaten auftreten. *Es ist eine unverzeihliche Unklugheit und Sünde, grad die Ernährer des Volkes dem Feinde entgegenzusenden, damit er sie vernichte!* (GR XXXI, 288).

Noch ein letztes: Auch in der Figur des Maha-Lama von Dschunubistan wurden Züge Nietzsches und dessen Lehre vom ›Willen zur Macht‹ entdeckt.[27] Der Buddhismus war die einzige Religion, die Nietzsche als positivistisch ansah und daraus bedingt auch positiv gegen das Christentum abgrenzte (Nietzsche, Zarathustra, Bd. 3, 367). Und wenn im Band ›Morgenröte‹ davon die Rede ist, daß sich diejenigen, die nicht an Gott glauben, untereinander ein Zeichen zum gegenseitigen Erkennen geben (Nietzsche, Morgenröte, Bd. 1, 293), so geben sich in *Ardistan und Dschin-*

---

26 Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft. Werke in 3 Bänden. Kettwig 1990. Bd. 3, S. 120.

27 Wolfgang Wagner: Der Eklektizismus in Karl Mays Spätwerk. SoKMG 16/1979, S. 40f.

nistan die Anhänger des Mir von Dschinnistan, die Christen, untereinander durch Zeichen zu erkennen.
Nun ist May kein Philosoph, kein Stifter einer neuen Metaphysik, kein Nietzsche. Es ging – wie schon Gerd Ueding einmal vortrug[28] – May in erste Linie darum, Geschichten zu erzählen. Von Beeinflussung Mays durch Nietzsche zu sprechen, wäre etwas weit gegriffen, wohl ist aber hinsichtlich *Ardistan und Dschinnistan* von einer Befruchtung zu sprechen. Mit keinem anderen Buch wohl hat sich May so dezidiert auseinanderzusetzen versucht wie mit dem ›Zarathustra‹. Daß auch hier vieles an der Oberfläche blieb, ist Mays Denken immanent, das mehr durch das Bildliche geprägt war. So ist es denn nicht weiter verwunderlich, wenn May einzelne Nietzsche-Metaphern in bildlich reale Dinge verwandelt, wie weiter oben kurz aufgezeigt wurde. Doch die Quintessenz des ›Zarathustra‹, der ›Übermensch‹, die Gottwerdung des einzelnen durch den ›Willen zur Macht‹, wird durch May gekontert mit seinem christlichen ›Ideal der Edelmenschlichkeit‹[29] Er verstand sich mit seiner letzten Erzählung als Antipode Nietzsches.[30]

III.

Was bleibt am Ende? Hinweise auf einen anderen, einen höheren Stand menschlicher Daseinsform, der über den momentanen hinausführt, weiß sowohl Karl May in *Ardistan und Dschinnistan* zu liefern wie auch Nietzsche in ›Also sprach Zarathustra‹. Beiden, Zarathustra wie auch Kara Ben Nemsi, ist es nicht vergönnt, das Verheißene zu erreichen, der eine wartet weiterhin vor seiner Höhle auf den Übermenschen, der andere ist stets auf dem Weg nach Dschinnistan. May hat Nietzsches Prinzip, das ›Hinüber zu neuen Ufern‹, mit seiner letzten Erzählung gekonnt in Bilder umgesetzt.
Karl Mays Denken, seine Philosophie, kann man nicht diskursiv widerlegen, sondern nur kontemplativ nachvollziehen – oder aber links liegen lassen. Insofern hat Mays Philosophie etwas gemeinsam mit großer Kunst, und dem Vorwurf, sie sei ›Gedankendichtung‹ – mit diesem Vorwurf mußte auch Nietzsche leben –, bietet sie sich ungeschützt dar, wie so mancher metaphysischer Entwurf um die Wende zum 20. Jahrhundert. Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Kopfschütteln waren an der Tagesordnung und werden es immer sein. Alfred Döblin mag als Zeuge herhalten: „Es ist gefährlich, Bücher zu machen, die etwas demonstrieren sollen, und Kinder auf die Welt zu setzen mit Schildern: das soll ein Bischof sein oder ein General, und nachher sind sie wer weiß was. Die Kinder müssen büßen, was die Väter sündigen.“[31]

---

28 Ueding, wie Anm. 25, S. 82.
29 Dieter Sudhoff: Der beflügelte Mensch. Traumflug, Aviatik und Höhenflug bei Karl May. In: JbKMG 1986, S. 129.
30 Wohlgschaft, wie Anm. 18, S. 228ff.
31 Alfred Döblin: Reform des Romans. In: Aufsätze zur Literatur. Olten u. Freiburg 1963, S. 48.

Jens Kiecksee

Karl May und Richard Wagner

Ich stand auf der Stelle, wo er starb.
Tiefbewegt. Künstlerwallen.
Karl May

„Wie schlau für Ernst du achtest,
Was wir zum Scherz beschlossen!"
Richard Wagner

Auch wenn das ›Künstlerwallen‹ den beeindruckten Karl May zum Stabreim verführte, wäre es wohl einigermaßen übertrieben, ihn als ›Wagnerianer‹ zu bezeichnen. Seine eigenen Kompositionen sprechen eher dagegen. Auch in Mays Werk findet der Meister aus Bayreuth recht selten Erwähnung. Von bayerischen ›Schnaderhüpferln‹ liest man fast häufiger. Und doch hat der große Schriftsteller dem großen Komponisten ein Denkmal gesetzt. Im ersten Band des Großromans *Der Weg zum Glück* begegnet dem Leser ein durchaus liebevoll gezeichneter Wagner, der vom anfangs recht rustikal wirkenden ›Wurz'nsepp‹ mit den schönen Worten begrüßt wird:

> *»Du auch hier, Herr Kompernist? Das ist auch schön! Hier hast mei Patsch! Willkommen auch!«*

Willkommen war die Kombination May – Wagner (oft ergänzt durch Adolf Hitler) vielen Autoren, die das deutsche Wesen zu ergründen suchten. Dieses ›trio infernale‹ schien alles, sonst schwer ergründbare typisch Deutsche zu erklären. Beispielsweise unterfing das Klaus Mann 1940 in seinem ebenso kenntnis- wie gefühllosen (aus seiner Sicht jedoch verständlichen) Artikel ›The Cowboy-Mentor of the Führer‹. Erstmals 1962 spielte Rudolf Augstein – wesentlich einfühlsamer – in einer ›Spiegel‹-Titelgeschichte letztlich die gleiche Melodie. Auch Hans-Jürgen Syberberg, dem wir den psychologisch einleuchtenden, verständnisvollen Film ›Karl May‹ verdanken, scheint letztlich an die Wirkung dieser Troika geglaubt zu haben. Anders ist sein Schaffen (1972: ›Ludwig‹, 1974: ›Karl May‹, 1975: ›Winifred Wagner‹, 1977: ›Hitler‹) nicht zu erklären.
Vor allem setzte Armin Mueller-Stahl 1996 in seinem Film ›Gespräch mit einem Biest‹ (Regie und Hauptrolle) diese Tradition fort. Er lebt als 103jähriger Hitler im Untergrund Berlins; bei Kriegsende hatte einer seiner Doppelgänger sterben müssen. Nun lädt er fünf weitere Doppelgänger zu seiner Hochzeit mit einem jungen Mädchen ein, die ihm vorwerfen, sich weder an Karl May noch an Charlie Chaplin gehalten zu haben, während im Hintergrund Wagner-Musik läuft. Viele andere folgten diesen Spuren. Dummerweise überwiegend abschreibende Journalisten, die eigentlich gar nicht wußten, wovon sie sprachen.
Nun ist es – Allah sei gedankt – nicht Ziel dieser kleinen Fußnote, das obige urdeutsche Problem zu lösen. „H." (Zitat: Golo Mann – Bruder von Klaus Mann) wird ausgeklammert. May und Wagner also. Obwohl Zeitgenossen, sind sie sich nie begegnet, hat Wagner wohl auch nie von May gehört. Und dennoch gibt es eine Verbindung zwischen den beiden, die sicher zufällig ist, aber auch einen dritten –

recht bizarren – Faktor beinhaltet. 1883 erschien in ›Spemann's Illustrirter Zeitschrift für das Deutsche Haus‹ ›Vom Fels zum Meer‹ Karl Mays lappländische Erzählung *Saiwa tjalem*, die wahrscheinlich für ihn Veranlassung war, 1894 in einem Brief, in dem er seine Sprachkenntnisse offenbarte, mit einer zu diesem Zeitpunkt ungewohnten Bescheidenheit, hinzuzufügen: *Lappländisch will ich nicht mitzählen.* Wäre ja auch läppisch gewesen.
Laut Hainer Plauls Bibliographie erschien Heft 7 Ende Februar 1883 und Mays Geschichte auf den Seiten 1 bis 17. Auf Seite 110 desselben Heftes findet sich ein Nachruf auf Richard Wagner, der am 13. Februar 1883 in Venedig gestorben war. Soweit so gut. So etwas kommt vor. Wahrscheinlich gab es in allen sich als ›honorig‹ definierenden Magazinen der Zeit Elogen auf den verehrten Toten. Merkwürdig wird es erst, wenn man liest, wer der Verfasser des Nachrufs war: Joseph Kürschner. Der 1853 in Gotha geborene Autor und Lexikograph war offenbar Wagnerianer. 1886 gab er ein ›Richard-Wagner-Jahrbuch‹ heraus. Es blieb bei diesem einen. Man kennt dererlei Dinge. Und doch: Er war zweifellos ein Mann seiner Zeit, der Gründerzeit: Kaisertreu und erfolgreich wie Heinrich Manns (Onkel von Klaus Mann) Diederich Heßling in dem Roman ›Der Untertan‹. Nachdem ein internationales Expeditionscorps (›The Germans to the front‹) 1900 den sogenannten ›Boxeraufstand‹ in China niedergeschlagen hatte, fühlte sich Kürschner bemüßigt, einen Prachtband im Quartformat zu veröffentlichen. Er tat das gleiche nach Beendigung des Burenkrieges in Südafrika. Nur in letzterem Fall waren nicht die Chinesen, sondern die Engländer die Bösen. Der wesentlich schlichter gestaltete Band (zumindest meine Ausgabe) ›Die Buren und der Südafrikanische Krieg‹ erschien 1902.
Im selben Jahr erschien das Mammutwerk ›China‹, letztlich aufgebaut wie das über Südafrika: Informationen über das jeweils betreffende Land plus vieler nationalistisch gefärbter Artikel und Geschichten. Warum er nun Karl May bat, etwas über China zu schreiben, steht in den Sternen. Wahrscheinlich wohl, weil der so erfolgreich war und über ferne Zonen schrieb. Möglicherweise hatte Kürschner *Kong-Kheou* gelesen. Doch Karl May lieferte nicht – wie erwartet – einen chauvinistischen Roman, in dem etliche Chinesen ›zerschmettert‹ werden, sondern das äußerst humane Werk *Et in terra pax*. Kürschner gefiel es selbstverständlich nicht. Ob er deswegen im Jahr der Veröffentlichung – 1902 – starb, entzieht sich unserer Kenntnis.
Die Beziehung Karl May – Richard Wagner scheint eher zufällig zu sein. Man kann beispielsweise nicht über Ludwig II., König von Bayern, schreiben, ohne Wagner zu erwähnen. Daß sich May sehr beeindruckt zeigte, als er an Wagners Totenbett stand: Meine Güte, so geht es uns allen, wenn wir den Mantel der Geschichte rauschen hören. May, seiner Zeit gemäß mit einem ausgeprägten Hang zur Sentimentalität bedacht, hat sich dem gewiß nicht entziehen können. Vergessen werden darf sicher nicht, daß Wagner in der Wilhelminischen Zeit ein ›Superstar‹ war, wie man heute sagen würde. All diese Überlegungen deuten darauf hin, daß Karl May und Richard Wagner wohl eher wenige Berührungspunkte hatten. Ganz zu schweigen von Hitler und May. Natürlich höre ich den ›Feuerzauber‹ und den ›Walkürenritt‹ sehr gern. Musikalisch gesehen. Aber zumindest betreffs des Schreibstils ist unser nur begrenzt lappländisch sprechender Freund mir allemal lieber.

Rudi Schweikert

Die Vexierhufeisen

Aufklärung und Aberglaube im Werk Karl Mays anhand eines Beispiels aus *Der Sohn des Bärenjägers*

Zu Karl Mays Leserlenkungsstrategien scheint es gehört zu haben, möglichst viele Weltbilder, auch gegensätzliche, in seinen Texten zwecks noch besserer Akzeptanz durch die Leser auf meist wenig ausdifferenzierte Weise anklingen zu lassen. So bediente May Lesererwartungen, die sich an einem rational fundierten, ›aufgeklärten‹, ›positivistischen‹ Denken ausrichten, ebenso wie Lesererwartungen, die auf Anschauungen des ›vorrationalen‹ Denkens, des Aberglaubens, des ›Volksglaubens‹, der (niederen) Mythologie beruhen.
Diesen Zusammenhang habe ich an anderem Ort bereits angedeutet[1] und möchte nun diese ›Doppelstrategie‹ anhand eines weiteren Fallbeispiels genauer untersuchen.

In einer seiner – und das ist aus kritischer Sicht besonders im Auge zu behalten – ›Erzählungen für die Jugend‹, in *Der Sohn des Bärenjägers*, schildert May, um Old Shatterhand als Figur besonders eindrucksvoll einzuführen, wie dieser diejenigen, welche auf die Spur seines Pferdes treffen, nachhaltig irritiert.[2] Sie können sich die rätselhafte Spur nicht erklären. Alle Erklärungsmöglichkeiten, auf die die Westleute kommen, müssen – nach rationaler Prüfung – verworfen werden. Die Männer scheitern an der ihnen durch die Fährte aufgegebenen Wissensprobe. Der Indianer, der mit ihnen reitet, Wokadeh, hat als für ihn selbstverständliche Spur-Erklärung *Maho akono*, den *Geist der Prairie*, der die Fährte verursacht habe (S. 73). Neugier und Forscherdrang, das ›unbekannte Tier‹ zu finden, das die Spur hinterlassen hat, bewirken allerdings, daß der Dicke Jemmy und Hobble-Frank der Fährte folgen. Während sie der Spur nachreiten, teilt Hobble-Frank aus dem Füllhorn seines absurden Wissens einiges mit, wobei alles, was er verdreht, durch den Dicken Jemmy erkannt und zurechtgerückt wird, er also diese Wissensproben alle erfolgreich besteht. Plötzlich ändert sich das Aussehen der Spur – aber auf eine den beiden Westmännern völlig unbegreifliche Art, so daß sie seufzend ›aufgeben‹ und resigniert dem Fehlschluß unterliegen, daß der Spurenverursacher *aus der Luft gekommen und wieder in der Luft verschwunden sein*, er also doch wohl der *Geist der Savanne* gewesen sein muß (S. 83). Paukenschlagartig erfolgt jetzt, gepaart mit Schreck und Erleichterung, die nüchtern-vernünftige Auflösung des Rätsels. Old Shatterhand steht hinter ihnen, klärt auf und erklärt: Um seine Spur für etwaige Verfolger unlesbar zu machen, hat er über die Hufe seines Pferdes erst *Schilfschuhe* gebunden und diese später durch *Vexiereisen* ersetzt, nämlich Hufeisen, *einfach*

---

1 Siehe Rudi Schweikert: Von Befour nach Sitara – in Begleitung der Wilden Jagd. Über die Wissensprobe als artistisches Prinzip bei Karl May sowie etwas über sein Lesen, Denken und Schreiben. Ein Fantasiestück in philologischer Manier. In: JbKMG 1994, S. 104–142, bes. S. 119.

2 Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers*, HKA III.1, S. 70–91.

zum Anschuhen und Festschrauben, [...] *aber verkehrt* [gearbeitet], *mit dem Stollen nach vorn.* (S. 90f.)

Damit scheint alles, was beunruhigte, irritierte und zur Nachforschung trieb, rational aufgeklärt und naturwissenschaftlich erklärt. Aber es scheint nur so.

Wie üblich bei Mays Texten darf man auch hier ihre rational argumentierenden Anteile nicht genauer kritisch betrachten und hinterfragen. Denn legt man die Elle des gesunden Menschenverstandes an und mißt nur etwas strenger, als es im Text geschieht, nach den Maßstäben von Logik, Empirie und Entropie, wird klar, daß mit etwas mehr an Beobachtung und Nachdenken die Westleute gleich hätten draufkommen müssen, daß hier das vorliegt, was ihnen schon so oft begegnet ist: ein, im übrigen ziemlich grob-tapsiger, Versuch der Spurenverwischung. Denn der Abstand der *Eindrücke im Sande* (S. 71) ist so wie bei einem Pferd; Hufumwickelungen sind dem Westmann geläufig – da bedarf's nur eines raschen simplen Analogieschlusses, um zu einer hinreichend wahrscheinlichen Erklärung zu gelangen. Und ebenso dann, als die Spur ›gegenläufig‹ wird. Die Anwendung von solchen *Vexiereisen* wie beschrieben wäre, gerade im Wilden Westen mit den scharfäugigen Trappern und ihrer Erfahrung, lächerlicher Blödsinn, da sich die Art der Fortbewegung eines Pferdes nicht ändern kann und ergo die Spuren vom Stollen des Hufeisens nun so tief und so schräg in den Boden eingedrückt sein müßten wie normalerweise der Hufeisenbug – ein Blick, und des Rätsels Lösung läge auf der Hand.[3]

Nicht so natürlich in der Wunsch-Traumlogik der Mayschen Texte, die die Kraft haben, Leser zu düpieren und sie auf von ihnen wohlig akzeptierte Weise unmündig zu machen.

Was aber steckt hinter diesem wiederholten[4] hanebüchenen Unsinn, der sich in Gestalt eines (vermeintlich) raffinierten Gerätes (Überlegenheit des europäisch Zivilisierten) als konform mit dem wissenschaftlichen Weltbild ausgibt?

Sagenhafte ›Volkspoesie‹ mit dämonischem Einschlag. Pointe dabei: Erkennbar wird dies ausgerechnet an dem scheinbar ingeniös erdachten und konstruierten Instrument der ›Vexierhufeisen‹ (Symbol des technisch überlegenen Verstandes in der Wildnis gewissermaßen). Aufklärung und Aberglaube überschneiden sich genau in diesem Gegenstand. Denn die Vorstellung, Verfolger durch verkehrt angebrachte Hufeisen, deren Bug nach hinten zeigt, irrezuführen, reicht zurück in die deutsche Sage. Reicht konkret zurück zu einer Sage, die Jacob Grimm in seiner ›Deutschen Mythologie‹ dem Mythos von der Wilden Jagd zuordnet.[5] Es handelt

---

3 Nebenbei bemerkt: Old Shatterhand reitet im fernen Westen ein indianisches Pferd, das mit deutschen Hufeisen beschlagen ist, denn weder die englischen noch die spanischen, noch die französischen Hufeisen haben Stollen (vgl. Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 4. Auflage, 8. Bd. Altenburg: H. A. Pierer 1859, S. 579). Siehe auch Anm. 4.

4 Vgl. Karl May: *Old Surehand III*, GR XIX, S. 371: *Wir hatten uns für den Fall, daß Späher irre zu führen waren, sogar Hufeisen mit Vexierstollen machen lassen, die uns schon sehr oft von Nutzen gewesen waren.*

5 Jakob Grimm: Deutsche Mythologie. Graz 1968 [= Nachdruck der 4. Aufl. Berlin 1875–78], II. Bd., S. 777.

sich um die westfälische Sage vom Räuber Johann Hübner, die zumindest in einer auch während des 19. Jahrhunderts verbreiteten und literarisch folgenreichen Autobiographie, der nämlich Johann Heinrich Jung-Stillings, tradiert wurde[6] – daneben natürlich auch durch das Sagenbuch der Brüder Grimm.[7]
Wie in Mays Vexier-Geschichte, wo Old Shatterhand, seine Aktion kommentierend, von ›Schnippchen schlagen‹ und ›eine Nase drehen‹ spricht,[8] geht es auch in der Sage nicht zuletzt ums Foppen:

> „Nun war ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, [...], der hörte viel von den Räubereien des Johann Hübner [...]. Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hanns Flick, den schickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. [...] Hanns Flick aber kannte den Johann Hübner nicht, streifte im Land umher und fragte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden, da stunden viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf dieselben hatte sich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, er hatte nur ein Auge und ein eisernes Wams an. Hanns Flick ging zu ihm und sagte: ‚Gott grüß dich, eiserner Wamsmann mit einem Auge! Heißest du nicht Johann Hübner vom Geißenberg?' Der Mann antwortete: ‚Johann Hübner vom Geißenberg liegt auf dem Rad.' Hanns Flick verstunde das Rad auf dem Richtplatz und sagte: ‚War das kürzlich?' ‚Ja', sprach der Mann, ‚erst heut.' Hanns Flick glaubte doch nicht recht und blieb bei der Schmiede und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr, er solle ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens hinten käme. Der Schmied tat es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufsaß, sagte er dem Hanns Flick: ‚Gott grüß dich, braver Kerl, sage deinem Herren, er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren lausen.' Hanns Flick blieb stehen und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, aber Johann Hübner ritt hin und her, die Kreuz und Quer, und Hanns Flick wurde bald in den Fußtapfen des Pferdes irre, denn wo jener hingeritten war, da gingen die Fußtapfen zurück. Also verlor er ihn bald und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich aber ertappte er ihn doch [...]. Da eilte er und sagte es dem Fürsten Christian, der ritt in der Stille mit seinen Kerlen unten durch den Wald, und sie hatten den Pferden Moos unter die Füße gebunden. So kamen sie nah herbei, sprangen auf ihn zu und kämpften miteinander."

Johann Hübner wird erschlagen, auf seiner Burg begraben und spukt dort seitdem: „Der Johann Hübner erscheint oft um Mitternacht, mit seinem einen Auge sitzt er auf einem schwarzen Pferd und reitet um den Wall herum."[9]

---

6 Im ersten Teil von Jung-Stillings Lebensbeschreibung, ›Henrich Stillings Jugend‹ (1777). Ich zitiere im folgenden nach der Ausgabe: Johann Heinrich Jung-Stilling: Lebensgeschichte. Vollständige Ausgabe, mit Anmerkungen hrsg. von Gustav Adolf Benrath. Darmstadt 1976. – Jung war übrigens nicht nur Schriftsteller, sondern auch Augenarzt und überregional bekannt als Staroperateur.

7 Unter dem Titel ›Johann Hübner‹ als Nr. 129 der vollständigen Ausgabe. Ich gehe nach der Ausgabe: Brüder Grimm: Deutsche Sagen. Vollständige Ausgabe nach dem Text der 3. Aufl. von 1891. Stuttgart o. J.

8 May: *Der Sohn des Bärenjägers* (wie Anm. 2), S. 88 und 89.

9 Brüder Grimm, wie Anm. 7, S. 160f.; Jung-Stilling: Lebensgeschichte (wie Anm. 6), S.

Wir sehen: Simultan mit der rationalen Sinnschicht der Abenteuererzählung transportiert Mays Text auch eine kaschierte ›vorrationale‹, die durch verschiedene Kommentare innerhalb der rationalen Sinnschicht zwar signalisiert, aber verworfen wird (›Geist der Savanne‹). Abenteuer- mischt sich so unterschwellig mit Schauergeschichte und Sage.
Aufschlußreich für Mays Erzählen ist in diesem Zusammenhang weiterhin, daß er hier haargenau so verfährt wie in der ›Fortsetzung‹ zum *Sohn des Bärenjägers*, dem *Geist der Llano estakata*. Auch dort werden in einer bestimmten Erzählsequenz – streng parallel zur hier diskutierten Episode – rätselhafte Phänomene, auf die man in der Natur stößt, durch Old Shatterhand wissenschaftlich erklärt, und die naturmagisch-animistische Erklärung durch einen jungen Indianer, diesmal den Comanchen Eisenherz, wird abgetan. Weitaus expliziter als im *Sohn des Bärenjägers* gestalten sich diesmal jedoch die Hinweise auf die außerrationale Sinnschicht (›Wilde Jagd‹) durch Hobble-Franks ausführliche Bemerkungen über Gespenster.[10]

*

Wir werden nicht entscheiden können, mit welchem Grad an Bewußtheit Karl May solche intertextuellen Spiele trieb. Durch möglichst punktgenaue Textanalyse Mays kreative Anverwandlung von Sage und Mythos in ihrem Witz, ihrer Subtilität und Originalität transparent zu machen, muß genügen.

Die rätselhafte Spur des ›unbekannten Tiers‹. Illustration von Karl Weigand aus dem Erstabdruck von *Der Sohn des Bärenjägers* im ›Guten Kameraden‹, 1. Jg. 1887, Nr. 6, S. 81.

33f. mit wenigen kleinen Abweichungen, hauptsächlich in der Schreibweise einzelner Wörter.

10 Genauer zu dieser Episode im *Geist der Llano estakata* sowie zum Thema der Wilden Jagd bei May siehe Schweikert: Von Befour nach Sitara (wie Anm. 1), bes. S. 116–120.

Hartmut Walravens

Kong-pit oder das Geisterschreiben

Leser des *Blau-roten Methusalem* werden sich über die spiritistische Sitzung an Bord der Dschunke und die Verschmitztheit des Mijnheer van Aardappelenbosch amüsiert haben. Bislang scheint die Quelle für diese Szene noch niemandem aufgefallen zu sein; Mays Hauptvorlagen für seine Chinaromane helfen hier nicht weiter. Noch immer die Hauptquelle für den Aberglauben und damit verbundene volksreligiöse Praktiken in China ist das achtzehnbändige Werk des Jesuiten Henri Doré (1859–1931), der sich seit 1886 in China aufhielt: ›Recherches sur les superstitions en Chine‹, das 1911–1938 in der Reihe ›Variétés sinologiques‹ erschien. In den mir zur Verfügung stehenden Bänden finde ich nichts über die Geisterschrift; wohl aber eine Notiz in einer von Doré besorgten kurzen Zusammenfassung:

> «Les pinceaux formant des caractères.
> A certaines grandes fêtes païennes, dans des temples célèbres, on raconte que des réponses sont écrites au moyen d'un pinceau fixé à une table ou à un instrument quelconque. Ces pratiques sont courantes parmi les taoïstes et même dans certains temples bouddhistes.
> Récemment, à Chang-hai, on a pu voir un pinceau monstre qui, mis en mouvement, écrivait des caractères en réponse aux questions posées. Supercherie ou non, les faits existent certainement.»[1]

> [Der Autor beschreibt mehrere Arten der Vorhersagen, darunter eben auch die folgende:

> „Die Pinsel schreiben Schriftzeichen.
> Man erzählt, daß bei bestimmten großen bäuerlichen Festen in den berühmten Tempeln die Antworten mittels eines Pinsels geschrieben werden, der an einem Tisch oder irgendeinem Hilfsmittel befestigt ist. Diese Praktiken sind bei den Taoisten und selbst in gewissen buddhistischen Tempeln gängig.
> Kürzlich konnte man in Shanghai einen riesigen Pinsel sehen, der, in Bewegung gesetzt, Zeichen als Antwort auf die gestellten Fragen schrieb. Betrug oder nicht, die Fakten existieren gewiß.“]

In einem Satz wird das Geisterschreiben auch von Herbert Chatley in seinem Aufsatz ›Magical practice‹ in China erwähnt: "The autoscope (instrument by which automatic or subconscious writing can be done) chiefly exists in the form of the suspended pencil which writes on a sand. Various of the Taoist classics are said to have been composed in this way [...]"[2]

---

1 Henri Doré: Manuel des superstitions chinoises ou petit indicateur des superstitions les plu communes en Chine. Paris, Hong Kong: Centre de Publication de l'Unité d'Enseignement et de Recherche Extrême-Orient, Asie du Sud-Est de l'Université de Paris 1970 (Nachdruck der Ausg. 1926), S. 102.

2 Journal of the North China Branch of the Royal Asiatic Society (Shanghai) NS 48/1917, S. 26. Eine andere interessante Quelle ist Frederic H. Balfour: A Chinese «planchette» séance. In: The China Review 9/1880-81, S. 362–370; es handelt sich um

Damit ist die Praxis, wie sie Karl May beschreibt, belegt.
Als unmittelbare Quelle Mays entpuppt sich jedoch ein Artikel im ›Ausland‹, einem renommierten und populären Journal des Verlegers Cotta.[3] Der ursprüngliche Autor des britischen Magazinbeitrags ist bislang nicht ermittelt. Die inhaltlichen Mitteilungen gehen auf Philipp Winnes (1824–1874) zurück, der als Missionar der Baseler Mission von 1852 bis 1865 in China weilte und speziell auf den Missionsstationen Pukak, Chonglok und Lilong arbeitete. Von seinen Publikationen sind eine Abhandlung über die Leiden Christi (›Yeh-su shou-k'u hsün-yüan‹, Hongkong 1863) und eine Fassung von Luthers kleinem Katechismus (›Sheng-hui yu-hsüeh wen-ta‹, Hongkong 1864) bekannt.[4] Stellen wir beide Beschreibungen des Geisterschreibens nebeneinander, so läßt die oft wörtliche Übereinstimmung der Texte keinen Zweifel an der Quelle zu:

„Die Chinesen nennen das Geisterschreiben Kong-pit,[5] oder ›Herabsteigen zum Pinsel‹, und der erste Schritt ist, daß man einen von einem Aprikosenbaum niederhängenden Zweig abschneidet, und gleichzeitig an den Baum gewissen Buchstaben befestigt, welche kund thun, daß man den Zweig oder magischen Pinsel genommen habe, weil der Geist herabsteigen werde um verborgene Dinge zu offenbaren. Nachdem man so den Baum ob seines Verlustes getröstet, wird der Zweig in die Form eines chinesischen Pinsels geschnitten, und das eine Ende wird in rechten Winkeln in die Mitte, nicht in das Ende, eines Stücks Bambu gesteckt, das ungefähr einen Fuß lang und einen Zoll dick ist, so daß, wenn man dieses Bambu-Stück auf die aufwärts gekehrten flachen Hände eines Mannes legt, der Zweig herunterhängen und über ein Stück Papier bewegt werden kann. In einem Tempel, einem Schulhaus oder einem Ahnensaal hält man dann Sessel bereit für den vorzufordernden Geist, und für den Gott oder Heiligen des Tempels oder Dorfs unter deren Macht man vermuthet, daß der gerufene Geist wandere. Ein Tisch ist mit Blumen, Wein, Kuchen und Thee zur Erfrischung und Ergötzung der übernatürlichen Besucher gedeckt, während sich auf einem andern feiner Sand befindet, auf daß der Geist seine Andeutungen darauf schreibe. Zur Erhöhung der Feierlichkeit beginnt man mit dem Verfahren nicht eher als bis es dunkel ist, und von den Zuschauern erwartet man daß sie in voller Kleidung und in geeigneter Gemüthsverfassung, ohne irgendwelche Speise zu sich zu nehmen, zugegen sind.
Die gewöhnliche Art und Weise, wie man in China mit dem höheren übernatürlichen Mächten verkehrt, ist die daß man Bitten oder Danksagungen auf ein rothes oder goldgelbes Papier schreibt, und dann das Papier verbrennt, um, wie man meint, den Buchstaben dadurch eine geistige Form zu geben. Zum Zweck des Geisterschreibens

---

eine Übersetzung aus dem chinesischen Werk ›P'in-hua pao-chien‹ (Kostbarer Spiegel der hervorragenden Schönheiten), worin eine spiritistische Szene ausführlich beschrieben ist.

3 Das Ausland, Jg. 1863, S. 519–520: Das Geisterschreiben bei den Chinesen. (Aus Blackwood's Edinburgh Magazine)

4 Über sein Leben vgl.: Zum Andenken an Philipp Winnes weiland Missionär in China im Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel. Basel: Verlag des Missionskomptoirs 1874, 35 S. 12°.

5 Der Übersetzung zufolge dürfte es sich um die Aussprache von (Mandarin) ›chiang-pi‹ in einem südlichen Dialekt handelt.

selbst wird ein Stück Papier verbrannt das irgend ein Gebet, wie das folgende, an die Schutzgottheit oder den Heiligen des Orts enthält: »Diese Nacht haben wir Wein und Gaben vorbereitet, und wir bitten unsern großen Schutzpatron einen wolkenwandernden Geist vor uns zu bringen in diesen Tempel, auf daß wir mit ihm verkehren können.«

Nachdem der Heilige hinlängliche Zeit gehabt einen Geist zu finden, gehen zwei oder drei der Gesellschaft an die Thüre um ihn zu empfangen, und dann wird der Geist unter vielen Ehrenbezeugungen und Kniebeugungen und dem Verbrennen des Goldpapiers auf den für ihn bereit gehaltenen Stuhl geführt. Das Bambustück wird hierauf einem Mann in die flachen Hände gelegt, so daß der Aprikosenzweig den glatten Sand auf einem der Tische berührt. Gewöhnlich hat man es lieber wenn die Person in deren Händen die magische Feder liegt, eine solche Stellung hat daß sie zu schreiben außer Stand ist, da dieß einige Gewährschaft gibt gegen Täuschung und Betrug. Dann fragt man ob der Geist aus den Wolken angekommen; worauf, wenn er da ist, der Geist das Bambustück in den Händen dessen, der es hält in schüttelnde Bewegung versetzt, so daß der magische Zweig auf dem Sande die Buchstaben ›to‹ oder ›angekommen‹ [wohl: tao[6]], schreibt. Weiß man auf diese Art, daß der übernatürliche Geist anwesend ist, so wird er und die Schutzgottheit höflich ersucht sich in die Armsessel niederzulassen, die man bereit gehalten hat, wobei letztere natürlicher Weise ihren Sitz zur Linken, oder den chinesischen Begriffen gemäß auf der Ehrenstelle, einnimmt. Sie werden dann durch das Verbrennen weiteren Papiers und durch Ausgießen von Wein erfrischt, den sie, wie man voraussetzt, geistig trinken. Diejenigen welche Fragen an den Geist zu stellen wünschen, werden nun förmlich dem Geiste vorgeführt, denn nichts würde man für beleidigender halten als wenn jemand plötzlich und, so zu sagen, unangemeldet sich der Kenntnißnahme desselben aufdrängte. Nach diesen Förmlichkeiten erachtet man es für geeignet daß der Besucher aus den Wolken den Versammelten einige Bemerkungen über sich selbst mittheile. Man stellt daher Fragen an ihn über seine Familie und seine Eigennamen, die Zeit in welcher er lebte, und die Stellung welche er einnahm. Die Frage in Betreff der Zeit lautet gewöhnlich dahin daß man sich nach der Dynastie erkundigt der er angehörte, und einige Jahrhunderte mehr oder weniger werden unter diesem alten Volke für nichts wesentliches erachtet; ein Geist aber der mindestens tausend Jahre alt ist wird jüngern und sonach weniger erfahrenen vorgezogen. Die Antworten auf diese Fragen werden gegeben wie zuvor, indem der Geist mittelst des Mediums die Buchstaben auf den Sand zeichnet.

Hierauf stellen diejenigen, welche dem unsichtbaren Geist vorgeführt worden, ihre Fragen in Betreff der Zukunft. [...]

So oft eine Frage gestellt ist, wird das Papier verbrannt, und Wein ausgegossen; denn die chinesischen Geister scheinen durstige Seelen zu seyn, und machen häufig Vorwürfe denen welche es verabsäumen ihnen Wein zu geben, oder welche ihre Äußerungen nicht mit gehöriger Achtung vorbringen. Man glaubt daß der Mann in dessen Händen die magische Feder liegt mit den Bewegungen derselben nichts zu thun hat; ihre Bewegungen lassen sich leicht sehen, und verursachen einige Geräusch wenn die Feder auf den Tisch hinabstößt.

Diese Operationen gehen fort bis kurz nach Mitternacht, [...]

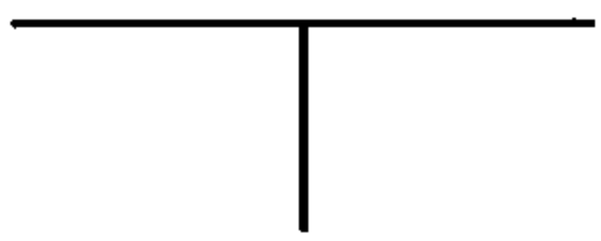
---

6 Es dürfte sich hier um einen Irrtum der Quelle oder eine Dialektform handeln. Im Hochchinesischen (›Mandarin‹) lautet das Wort ›tao‹ (Wade/Giles-Umschrift). Winnes war indes in Südchina tätig.

Jedenfalls schreibt bald nach Mitternacht der himmlische Besucher, der nicht weniger formell höflich ist als die annoch im Fleische lebenden Chinesen, auf den Tisch: »Meine Herren! Ich bin Ihnen für Ihre freigebigen Geschenke verbunden, allein jetzt muß ich mich verabschieden.« Die Herren antworten auf diese Erklärung, fortwährend durch das Medium verbrannten Papiers: »Wir ersuchen den erlauchten Geist noch ein wenig länger bei uns zu bleiben, und noch weiter unsere Gemüther zu erleuchten.« »Erlaubt mir zu gehen«, entgegnet höflich der Geist; »denn ich bin anderwärts dringend vonnöthen«; worauf die ganze Versammlung sich erhebt, mit brennenden Papieren an die Thüre vorgeht, den Geist hinausbegleitet, ihn begrüßt, sich vor ihm verbeugt, und ihn um Verzeihung bittet falls sie ihm irgendwie nicht Ehre genug erwiesen. An der Thüre nehmen sie achtungsvoll Abschied von ihm, und lassen ihn in die Dunkelheit hinaus und in die Wolken wandern.
Es ist seltsam zu sehen daß dieser vermeintlich neuere Schwindel oder, wenn man will, dieser schriftliche Verkehr mit der Geisterwelt im Reich der Mitte seit Jahrhunderten bestanden hat, und nur eines der vielen neuerdings in Europa aufgekommenen Dinge ist, in welchen die Chinesen uns vorangegangen sind."

Stellen wir den Text der Union-Ausgabe dem gegenüber, so ist zweifelsfrei erkennbar, daß Karl May den zitierten Artikel benutzt hat:

S. 110ff.: *Dann kam der Kapitän, um seine Passagegäste zum Kong-pit abzuholen* [...]
In China pflegt man mit Hilfe feiner Pinsel zu schreiben. Der Name »das Herabkommen zum Pinsel« bezeichnet also einen Vorgang, bei welchem ein Geist herabsteigt, um mit Hilfe eines besonders zu diesem Zwecke konstruierten Pinsels die ihm vorgelegten Fragen schriftlich zu beantworten.
Es ist ganz selbstverständlich, daß der Geist nicht in sichtbarer Gestalt erscheint, sondern es ist eine Person, stets von hervorragender Stellung, vorhanden, deren er sich bedient, um sich bemerkbar zu machen. Man hat es also, gerade wie in unsern spiritistischen Versammlungen, mit einem »Medium« zu thun. Dieser angebliche schriftliche Verkehr mit der Geisterwelt besteht in China schon seit Jahrhunderten, und es ist gewiß höchst interessant, zu erfahren, daß das Kong-pit auch zu jenen »Erfindungen« gehört, in oder mit denen die Chinesen uns vorangegangen sind.
Es wird vorher von einem Aprikosenbaume unter gewissen Zeremonien ein dünner Zweig abgeschnitten. Dabei entschuldigt man sich bei dem Baume über die ihm widerfahrene Verletzung dadurch, daß man diejenigen Zeichen in seine Rinde schneidet, welche ihm sagen, daß der Zweig als »Geisterpinsel« gebraucht werden solle. Sodann verschafft man sich ein Stück Bambus, einen Zoll dick und ungefähr einen Fuß lang. Der Aprikosenzweig wird wie ein Pinsel zugeschnitten und rechtwinklig genau in die Mitte des Bambusstückes gesteckt, so daß beide also folgende Gestalt besitzen:



Das Medium hat diese Vorrichtung mit nach oben gerichteten Händen an den beiden Enden des Bambus so anzufassen, daß der Aprikosenpinsel nach abwärts zeigt, also genau so, wie unsere zweifelhaften Wünschelrutenkünstler ihr Werkzeug anfassen müssen. Der Mann hält dann den Pinsel über einen Tisch, dessen Platte mit feinem glattgewalzten Sande bestreut ist, und nun kann der Geist, indem er auf die Hände

des Mediums einwirkt und den Pinsel über den Sand führt, die ihm vorgelegten Fragen beantworten.
Bei der unnatürlichen Stellung der Hände kommen dieselben bald ins Zittern, dennoch wird es einem geübten Medium nicht schwer werden, lesbare Zeichen in dem Sande hervorzubringen. Ganz selbstverständlich fällt bei verfänglichen Fragen die Antwort stets so aus, daß sie verschiedene Deutungen zuläßt [...]
Da das Kong-pit als eine religiöse Handlung betrachtet wird, so darf es nur unter gewissen Zeremonien vorgenommen werden. Übrigens hat sich der Geist zu legitimieren. Er hat seinen Namen, seinen Stand und die Dynastie, unter welcher er als Mensch auf Erden wandelte, anzugeben. Je älter diese letztere ist, bei welcher Angabe es aber auf einige hundert oder gar tausend Jahre nicht ankommt, desto ehrfurchtsvoller wird der Geist behandelt. Man nimmt an, daß eine Täuschung ausgeschlossen sei, da die Hände des Mediums eine Stellung haben, welche das Schreiben unmöglich macht.

So stellte sich Karl Weigand, der Illustrator der Erstveröffentlichung des *Blau-roten Methusalem*, die Kong-pit-Szene vor. (Aus: *Kong-Kheou, das Ehrenwort* in ›Der Gute Kamerad‹, 3. Jg., Nr. 13, S. 193.)

[... Der Priester] *gab einen Wink, worauf zwei Sessel und das Bild der Meeresgottheit gebracht wurden. Er stellte die Stühle eng nebeneinander an eine Seite des mit den Opfergaben bedeckten Tisches und forderte die Gottheit auf, sich auf den Ehrenplatz niederzulassen. Da in China der Vornehmere zur Linken sitzt, so wurde das Bild auf den betreffenden Sessel gestellt, während der jetzt noch leere Stuhl für den zu erwartenden Geist bestimmt war.*
Jetzt zog der Priester ein gelbes, beschriebenes Papier hervor und las den Inhalt desselben laut ab. Dieser lautete: »Wir haben an diesem Abende Sam-chu und andre

Gaben vorbereitet und ersuchen unsern mächtigen Schutzpatron, uns einen allwissenden Geist zu rufen, welchem wir unsere Fragen vorlegen können. Wir werden denselben dort an der Schiffstreppe empfangen.«
Er verbrannte das Papier und warf die Asche in die Luft. Nun entstand eine mehrere Minuten lange Pause des Wartens, denn man mußte doch dem Schutzpatron Zeit lassen, einen passenden Geist zu finden. Während dieser Pause hatte der Priester das Götzenbild mit einem Tuche bedeckt, um anzudeuten, daß die Meeresgottheit sich auf der »Suche« nach dem Geiste befinde und also abwesend sei. [...]
Die beiden Offiziere gingen nach der Treppe und forderten den Geist in lauten, höflichen Worten auf, herab zu kommen und sich bei ihnen niederzulassen. Höchst wahrscheinlich hatte er dieser Einladung Folge geleistet, denn sie brachten ihn zwischen sich geführt, indem sie sich unaufhörlich gegen ihn verbeugten. Der Priester empfing ihn mit ebenso tiefen Verneigungen und ersuchte ihn ehrerbietigst, auf dem für ihn reservierten Stuhle Platz zu nehmen. [...]
Alle an einen Geist gerichteten Fragen müssen auf ein Papier geschrieben werden, welches man dann verbrennt, um den geschriebenen Zeichen, wie man meint, eine geistige Form zu geben. Jetzt schrieb der Priester zunächst die Frage auf, ob der »wolkenwandelnde« Geist angekommen sei, verbrannte das Papier und streute die Asche in die Luft. Dann ergriff er den Geisterpinsel in der beschriebenen Weise und hielt denselben über den mit Sand bestreuten Tisch. Seine Hände begannen zu zittern; das Werkzeug kam in Bewegung, und der Aprikosenzweig fuhr hörbar durch den Sand. Der Methusalem schaute nach. Da stand deutlich geschrieben: »To« d. i. angekommen.
Er war also da. Weil der Priester den Pinsel zu halten hatte, mußte im weiteren Verlaufe der Kapitän die Fragen aufschreiben und die Papiere in Asche verwandeln. Durch die nun an den unsichtbar auf dem zur rechten Hand sitzenden Auskunftgeber gerichteten Fragen erfuhr man, daß er zuletzt Kia-tsong geheißen habe und unter der Dynastie der Wu-ti[7] *ein Wang des Ostens gewesen sei. Da die berühmten Wu-ti vor über viertausend Jahren gelebt haben und ein Wang der höchste Beamte des Reiches ist, so war der unsichtbar anwesende Vicekönig jedenfalls ein Geist, auf den man stolz sein konnte.*
Das sah der Priester natürlich ein. Er fühlte sich zur größten Höflichkeit verpflichtet, legte seinen Geisterpinsel beiseite, verbeugte sich zur Erde und bat den Geist, doch die Güte zu haben und von dem Weine zu kosten.
S. 118f.: [...] *und so sah* [der Priester] *sich veranlaßt, den Geist zu verabschieden. Er schrieb eine höfliche Danksagung auf einen Zettel und verbrannte denselben. Der Geist aber besaß nicht weniger guten Ton, denn er fuhr in den Priester und zwang ihn, mit Hilfe des Pinsels in den Sand zu schreiben: »Meine Herren, ich war sehr erfreut, Sie kennen zu lernen und danke Ihnen innigst für die Gaben, mit denen Sie mich beglückt und gestärkt haben. Ich muß nun schleunigst fort, denn es warten noch viele andere auf meine Hilfe, und so ersuche ich Sie, mich gefälligst nach der Treppe zu geleiten.«*
Nachdem diese Abschiedsworte vorgelesen worden waren, wurde denselben Folge geleistet. Jeder der Anwesenden bekam ein brennendes gelbes Papier in die Hand, und dann wurde ein Zug gebildet, um dem Geiste das Ehrengeleit nach der Schiffstreppe zu geben. Er ging wieder so, wie er gekommen war, nämlich zwischen dem

---

7 Die Wu-ti, die ›Fünf Herrscher‹, sind die mythischen Kaiser T'ai-hao, Yen-ti, Huang-ti, Shao-hao und Chuan-hsü, die der Legende nach ab 2852 v. Chr. regierten.

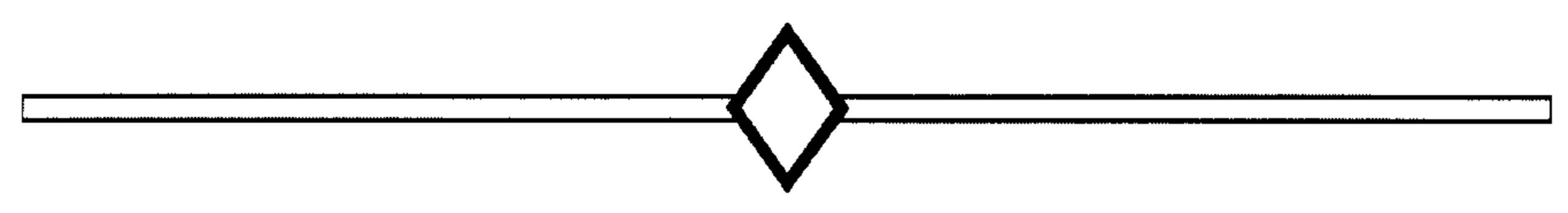
Kapitän und dem Steuermanne, und obgleich er nicht zu sehen war, verbeugten sich doch alle unaufhörlich, bis er das Schiff verlassen hatte.[8]

Wir sehen aus dieser Gegenüberstellung, daß Karl May außerordentlich originalgetreu zitiert hat und sich von eigenen Interpretationen zurückgehalten hat. In anderen Fällen hat May die Quellen wesentlich mehr als Rohmaterial benutzt und den Stoff umgestaltet, als das hier der Fall ist; freilich hat er einiges umgestellt und es geschickt in den Handlungsfaden verwoben.

Herr Biermann erinnerte mich daran, daß Karl May in diesem Kontext den Begriff des Spiritismus verwendet, der in der Quelle nicht erscheint. Als May den Stoff gestaltete, war der Spiritismus allgemein recht populär, und wir wissen ja aus Mays Biographie, daß er selbst an spiritistischen Sitzungen teilnahm, angeregt durch seine Frau und den Bekanntenkreis. Mays Vergleich mit diesen Zirkeln war also eine zeitgemäße Bemerkung, wodurch die exotische Handlung auf der Dschunke dem Leser näher gerückt wurde. Zugleich wies er darauf hin, daß die Chinesen auch in diesem Fall die ursprünglichen ›Erfinder‹ waren (wie etwa beim Schießpulver, beim Buchdruck usw.).

Bei der Beschreibung der Szene läßt May keinen Zweifel daran, daß er die Vorgänge nicht nur für Aberglauben (wie schon in der Quelle am Schluß festgestellt), sondern für abgekartetes Spiel hält: Insofern rationalisiert er den Vorgang und macht deutlich, wie ein ›geübtes Medium‹ lesbare Zeichen hervorbringen kann.

Aus dieser kritischen Sicht ist die Darstellung auch ein Mosaiksteinchen zur Beurteilung von Mays Haltung zum Spiritismus.



Manfred Raub

Pueblos und Pueblo-Indianer bei Karl May

3. Das Pueblo in *Satan und Ischariot*

Nochmals: das Pecos Pueblo

Auf das historische Ácoma-Pueblo wurde bereits im zweiten Teil dieser Arbeit eingegangen (M-KMG 125, S. 30f.). In einer neuen Arbeit[1] befaßt sich nunmehr auch Helmut Lieblang mit den Quellen Mays zu *Satan und Ischariot.* Bevor jedoch die Ausführungen zu Leben, Kultur, Landwirtschaft, Tierhaltung u.s.w. der Pueblos kommentiert werden, muß nochmals das Cicuyé-/Pecos-Pueblo in den Vordergrund treten.

---

8 Karl May: *Der blau-rote Methusalem.* Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union o.J.

1 Helmut Lieblang: „Ich war noch niemals hier gewesen". Die Quellen zu ‚Satan und Ischariot'. In: Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer (Hrsg.): Karl Mays „Satan und Ischariot". Oldenburg 1999, S. 234–276, S. 254ff.

Vor vielen Jahren fiel mir eine spanisches Buch in die Hände, ich glaube, der Titel war ›Los viajes de Coronado‹ oder so ähnlich. Eine Textstelle blieb mir besonders im Gedächtnis: In den Bergen von Nueva España (heute New Mexico) wurde öfters eine Ortschaft (pueblo) Cicuye genannt, ebenfalls ein Río Cicuye. Da mir das Wort gefiel, merkte ich es mir. Viele Sonnen später, 1972, las ich nun bei C. W. Ceram, ›Der erste Amerikaner‹, S. 89ff. „... Pueblo Cicuyé (wie Pecos damals hieß)". Ich hatte Winnetous Pueblo gefunden! (vgl. M-KMG 124, S. 40f.)

> „Zusätzlich zu Lindau verarbeitete May hier eine Information aus Gregg, der unter anderem auch über das Pueblo Pecos berichtet: »Dieses einst so berühmte Dorf liegt fünf und zwanzig Meilen östlich von Santa Fé, und nicht weit vom Flusse Pecos, dem es den Namen gegeben hat.«" (Lieblang, S. 267)[2]

Heute finde ich mich bestätigt und danke Helmut Lieblang für seine intensive, fruchtbare Quellenarbeit.

> „Bevor Old Shatterhand und seine Gefährten die Wildnis von Arizona erreichen, um dort die Meltons der Gerechtigkeit zuzuführen, legen sie in Albuquerque eine Zwischenstation ein, und für May bietet sich die willkommene Gelegenheit, aus einer Quelle zu schöpfen, die für Szenarios in späteren Reiseerzählungen noch von Bedeutung sein sollte. Es handelt sich um das Reisewerk von Paul Lindau: *Aus der Neuen Welt. Briefe aus dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten.* Berlin 1885." (Lieblang, S. 258)

Die Reise Lindaus wurde 1883 unternommen.

> „Außer einer gelegentlichen Textumstellung und -verdichtung übernimmt May die Darstellung nahezu unverändert. ... Die Beschreibung der Stadt Albuquerque stammt größtenteils aus diesem Werk, am Ende vermehrt um eine Angabe aus dem Brockhaus". (ebd.)

Albuquerque

Da Albuquerque schon auf den drei Winnetouren besucht wurde und verschiedene Örtlichkeiten und Veranstaltungen die Reisen bereicherten – Indian Pueblo Cultural Center, Indianer Pow-Wow, Old Town Plaza, Schriftsteller Ken Englade u.s.w. – sollen Stadt und Namensgebung etwas näher beleuchtet werden, da sowohl Lindaus Ausführungen wie auch (evtl.) das Brockhaus-Lexikon einige grobe Schnitzer aufweisen, die es aufzuzeigen gilt.

> „Die Spanier kamen 1540 unter Coronado und überwinterten am westlichen Ufer des Rio Grande in einem Pueblo, 20 amerikanische Meilen nördlich des späteren Albuquerque, nordöstlich der Stadt Bernadillo (heute ein Denkmal).
> In den Jahren danach zogen immer wieder Siedler in die Gebiete am Rio Grande, und im 17. Jahrhundert hatte sich die spanische Bevölkerung soweit vervielfacht, daß ein Name für die Ansiedlung bestimmt werden konnte.

---

2 Das Binnenzitat entstammt: Karawanenzüge durch die westlichen Prairieen und Wanderungen in Nord-Mejico. Nach dem Tagebuche des Amerikaners Josias Gregg bearbeitet von M. P. Lindau. Bd. 2. Dresden, Leipzig 1848, S. 175.

Bosque Grande de San Francisco Xavier.[3]
1706 bewohnten 18 Familien das Territorium; um ein formgerechtes Städtchen (villa) zu werden, war jedoch eine Gesamtzahl von 30 Familien nötig. Der vorläufige Gouverneur Don Francisco Cuervo y Valdez überzeugte den Vizekönig Francisco Fernandez de la Cueva, Herzog von Alburquerque, der für die Genehmigung zuständig war, daß bei Gewährung der Petition 35 Familien zuzögen (30 wäre zu auffällig gewesen) und die neue Siedlung den Namen des Vizekönigs tragen solle. De la Cueva akzeptierte und Alburquerque war geboren. (Das erste ›r‹ im Namen ließ man später fallen.“[4]

Der Schlächter Roderigue Albuquerque ist demnach mit Don Cueva nicht identisch (vgl. M-KMG 125, S. 38). Vergleicht man den nun richtigen Namen und Titel des Herzogs mit der Übersetzung Lindaus (alba quercus = Weiß-Eiche) – aus dem Brockhaus kann sie wohl nicht kommen, – habe ich Zweifel, ob die Übertragungen ins Lateinische und Deutsche korrekt sind, zumal im Lateinischen das Adjektiv – hier albus, -a, -um – dem Substantiv nachgestellt wird. Den Beweis liefert uns Carl von Linné in seiner Klassifikation der Pflanzen: Quercus alba = Weißeiche. Auch handelt es sich beim Namen des Herzogs nicht mehr um das Femininum ›alba‹ sondern das Substantiv ›albur‹. Das Wörterbuch der spanischen Sprache gibt hier Auskunft:

Albur: 1. Lauk, Lauben, Höseling, Weißling, Weißfisch. 2. Die zwei erstgezogenen Karten im Montespiel
Albures = das Alburesspiel[5]

Ob man ›querque‹ mit ›quercus‹ gleichsetzen kann, sollte man wohl einem Sprachwissenschaftler überlassen. Karl May braucht in diesem Zusammenhang nicht erwähnt zu werden, da er Obiges leider ungeprüft übernommen hat.

Isleta (›Inselchen, Eiland‹)

„Von Albuquerque aus machte Lindau einen Ausflug nach dem 30 km südlich davon gelegenen Pueblo Isleta. Dessen Beschreibung nutzt May für das Pueblo Acoma, etwa 100 km westlich von Albuquerque, weil es auf der Reiseroute seiner Protagonisten in die unbenannte Wildnis liegt. May verwendet hier also den nicht selten von ihm geübten ›Kniff der Übertragung‹.“ (Lieblang, S. 260)

Das Pueblo Isleta liegt ca. 20 km südlich von Albuquerque unweit der Interstate (Fernverkehrsstraße) 25. Es ist das größte Pueblo, in dem man Tiwa spricht (s. a. Taos, Picuris und Sandia). Es besteht aus mehreren Ortsteilen, das größte Dorf liegt auf der Westseite des Rio Grande: Shiaw Iba.

---

3 In diesem Zeitraum scheint das Land um den Rio Grande, im Gegensatz zu heute, noch sehr bewaldet gewesen zu sein. Bosque = Wald, Busch, Gehölz.

4 The Official Albuquerque Visitors Guide. Fall 1997 to Spring 1998, S. 12: Our City's Past.

5 Karl May ist allgegenwärtig; man erinnere sich: ›Three Carde Monte‹, deutsch ›Kümmelblättchen‹: *Three carde monte* (in: Deutscher Hausschatz 5/1878–79, Nr. 26–28); *Old Surehand II* (GR XV).

1680 flohen viele Anwohner infolge des Pueblo-Aufstandes zu den Hopi. Nach Ende der kriegerischen Handlungen kehrten die Indianer zurück an den Rio Grande, manche mit ihren Hopi-Frauen und -Kindern.
Auf unserem Wege aus dem Süden nach Albuquerque während der Winnetour III wollten auch wir einen Abstecher zu den Isleta-Pueblos machen. Nachdem wir jedoch die Hauptstraße verlassen hatten, sahen wir uns vor einem steinigen, staubigen, unbefestigten Weg, der sich über mehrere Meilen hinziehen sollte und uns abschreckte. Leider war uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt, daß Karl May das Isleta-Pueblo als Vorbild für sein Ácoma-Pueblo gewählt hatte, sonst hätten wir bestimmt diese Tortur auf uns genommen.

Pueblonamen

Die Spanier gaben den Pueblodörfern Namen, die entweder der Phonetik der unaussprechbaren indianischen Eigennamen angeglichen waren (Hak'u – Ácoma, Hay Mish – Jémez usw.) oder die nach örtlichen Gegebenheiten gewählt wurden (Isleta – Inselchen, Laguna – kleiner See u. ä.). Der Großteil jedoch ist, wie allgemein üblich, der katholischen Heiligenwelt entnommen: San Felipe, San Juan, San Ildefonso, Santa Ana, Santa Clara, Santo Domingo.

Lindau und Lieblang

> „Was May bewogen haben könnte, sich Lindaus zu bedienen, bleibt letztlich spekulativ. Immerhin vorstellbar ist, daß er sonst über kein geeignetes Material verfügte; auch Lexika der Zeit ... machen nur recht spärliche Angaben." (Lieblang, S. 260)

Wenn auch May Lindau nur übernommen und teilweise mit eigenen Kreationen erweitert hat, können die wenig schmeichelhaften Ausführungen nicht unwidersprochen bleiben. Ich möchte wenigstens den Versuch unternehmen, den Pueblos Gerechtigkeit zukommen zu lassen, die jede Völkerschaft verdient oder verdienen sollte. Helmut Lieblang trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er auf S. 265 folgendes ausführt: Er spricht von Lindaus „mit satirischem Unterton vorgetragener ›Kulturkritik‹" und davon, „daß der Schreiber die Normen und Wertigkeiten der eigenen Kultur oberflächlich auf die Ausformungen einer anderen überträgt, um sie lächerlich zu machen."
Wie kann sich ein Mensch, der nur einige Wochen oder Monate im Lande ist, anmaßen, ein derartiges Urteil über eine Bevölkerungsgruppe zu fällen, die auf eine mehrhundertjährige Kultur zurückblicken kann und die er höchstens vom Ansehen kennt. Sprach Lindau Tiwa oder wenigstens Spanisch? Hier hätte er den Wahlspruch der Comanche beherzigen sollen: „Schweigen ist stärker als Worte", aber damit kann man keine Bücher füllen!
May, der Menschenfreund, versucht Lindaus ›Erkenntnisse‹ etwas abzumildern und in seiner bekannten Weise „mit Bedacht pädagogisch tätig zu werden" und „Oberflächlichkeit und Arroganz zu korrigieren": Eine schöne Puebla, ein Rettich und Emery Bothwell (*Satan und Ischariot III*, S. 172ff.):

> „Eine Szene, die deutlich Mays Respekt vor dem Anderen ausdrückt, was Lindaus Darstellung mangelt. May geht es hier also nicht so sehr um die ethnographische Genauigkeit, sondern vielmehr um ein ethisches Ziel, was seine Textvariation über

den bloß amüsant-witzelnden exotischen Lesestoff hinaushebt, den Lindau bietet." (Lieblang, S. 266)

„Gewiß ist *Satan und Ischariot* eine der schwächeren Arbeiten Mays. Zu deutlich treten die Mängel in der Gesamtkomposition zu Tage, wozu die Parforcereise über drei Erdteile in nicht unerheblichem Maße beiträgt." (Lieblang, S. 270)

Dieser Aussage kann ich mich nicht unbedingt anschließen, aber vielleicht bin ich nur subjektiv eingefärbt, da *Satan und Ischariot* zu meinen grünen Favoriten zählt.

„Hinzu tritt der Mangel an guten geographischen und reisekundlichen Vorlagen, die May für seine Zwecke hätte bearbeiten können – ein Mangel, der auch in Mays Kolportageromanen deutlich zu erkennen ist, bei denen ihm der Zwang zur Textproduktion kaum die nötige Zeit ließ, gründlich zu recherchieren und das Material durchzuarbeiten." (ebd.)

Für die kurze Pueblo-Episode kann ich die Definition Mayscher Mängel Helmut Lieblangs leider nur bestätigen.

Der ›Kniff der Übertragung‹

Die Beschreibung des von Lindau besuchten Pueblo Isleta nutzt May, wie erwähnt, für Ácoma und die dortige Handlung. Das kann man ebenfalls unter ›Maysche Mängel‹ verbuchen: Die Ansiedlung liegt auf einem vegetationslosen, hohen Felsplateau, im Gegensatz dazu Isleta am sandigen Ufer des Rio Grande. Pueblo ist eben nicht Pueblo.
Verfolgen wir jedoch zuerst den Weg der Gesellschaft von Albuquerque nach Ácoma:

Dabei war es so spät geworden, daß ihm, da er noch Vorbereitungen zu treffen hatte, keine Zeit zum Schlafe übrig blieb. Eine Stunde nach Tagesanbruch holte er uns ab; wir ritten über den Fluß nach Atrisco hinüber, und dann südwestlich dem Rio Puerco zu. (*Satan und Ischariot III*, S. 168)

Hier orientiert sich May (Old Shatterhand) doch an einer Landkarte auf dem Ritt nach Südwesten, auch der Puerco wird nach Atrisco richtigerweise südwestlich erreicht und überquert. Auf dem Weg gen Westen hätten Old Shatterhand und seine Begleiter zwangsläufig durch das große Laguna-Pueblo kommen müssen, welches mit seinen sechs Dörfern in einem riesigen Areal ein ideales Nachtlager bedeutet hätte. Außerdem hatten die Pferde schon über 70 km in den Knochen, um es volkstümlich auszudrücken. Wo er sein erstes Lager wählt, wird nicht erwähnt. Fast 100 km später dann:

Am Abend des zweiten Tages erreichten wir Acoma, ein altes Indianerpueblo, wo die Meltons gewiß auch angehalten hatten. (*Satan und Ischariot III*, S. 168)

Wie bereits erwähnt und bildlich dokumentiert, ist eine zweimalige Verlegung des Nachtlagers auf der Mesa schlecht vorstellbar. Warum Ácoma, vielleicht reizte May der exotische Name?

Die Pueblowelt

Unter Pueblos versteht man die festen, burgartigen Städte der alten seßhaften Bevölkerung des Landes; man zählt ihrer in Neu-Mexiko nur noch etwa zwanzig; die bedeutendsten sind Taos, Laguna, Isleta und Acoma. Man darf sich unter den alten Städten oder Dörfern nicht Ortschaften mit einzelstehenden Häusern oder Häuserreihen und Gassen denken. Sie wurden, um Schutz gegen feindliche Ueberfälle zu bieten, als Burgen errichtet; sie sind auch Burgen, aber in architektonischer Beziehung nicht in unserm Sinn des Wortes. Sie sind schwerfällige Lehm- oder Felsenbauten, je nachdem dieses oder jenes Material vorhanden war, ohne Stil und äußere Gliederung, wenn man nicht das Gliederung nennt, daß jedes höhere Stockwerk über dem untern zurücktritt. (*Satan und Ischariot III*, S. 168f.)

Diese doch etwas dürftigen Ausführungen zu den Pueblobauten möchte ich noch etwas positiv erweitern. Gewiß dienten sie auch zum Schutze bei kriegerischen Überfällen, waren jedoch Wohnanlagen, Vorratsspeicher u. ä., vor allem aber waren die festen Hausbauten ein Bollwerk gegen die zeitweise rauhe und widrige Natur des Südwestens, gegen Schnee, Sandstürme und Dürren unter der alles verzehrenden Sonne. Oftmals errichteten sogar Apache und Ute im Winter ihre Zelte im Schutze der Pueblomauern.

Das Dorfleben spielte sich auf den großen Plätzen, die Spanier nannten sie Plazas, vor oder innerhalb der Gebäudekomplexe ab, dem kulturellen und religiösen Mittelpunkt der Lebenswelt der Pueblo-Bauernvölker, manchmal Treffpunkte für viele hundert Menschen. Hier wurden die Zeremonien abgehalten, um ein fröhliches, geordnetes Leben zu erreichen, die alles beherrschenden Götter zur Milde zu stimmen, die Erträge des Bodens zu vervielfachen und Unheil und Zauber abzuwehren.

Die Bewohner der Pueblos dürfen keineswegs mit den thatkräftigen freien Indianern verglichen werden. Sie sind gutmütige, genügsame, ganz unwissende Menschen, wahrscheinlich verkümmerte Abkömmlinge der alten Azteken. (*Satan und Ischariot III*, S. 171)

Die Pueblo-Indianer gehören tatsächlich zu den friedvollen – *gutmütige*[n] – Stämmen des nordamerikanischen Kontinents. Sie führten keine Angriffskriege, hatten aber eine Art Bürgerwehr in Form von Kriegsbruderschaften, welche unter Leitung eines Kriegsschamanen bei ausbrechenden Feindseligkeiten handlungsbereit waren.

Alle Indianer waren genügsame Menschen, jedoch keiner der vielen Stämme, eingeschlossen die Pueblos – unwissend. Ist ein Mensch unwissend, der mit der Natur im Einklang lebt, der Tiere und Pflanzen respektiert und Mutter Erde und Vater Himmel – die Navaho nannten ihn „Ya di hilth" – seine Ergebenheit erweist?

Die Herkunft der Pueblo-Volksstämme wurde in Teil 2 (M-KMG 125, S. 28ff.) ausführlich dargestellt. Die *verkümmerte*[n] *Abkömmlinge der alten Azteken* sind wahrscheinlich die in Mexiko ansässigen Yaqui. Ein Teil der Yaqui-Indianer lebt heute in Arizona, in oder bei Tucson und Phoenix.

Diese Indianer treiben ein wenig Ackerbau, ein wenig Viehzucht und ein wenig Hausindustrie, doch das alles auf der niedrigsten Stufe. Die kleinen Aecker liegen gewöhnlich in der Nähe des Pueblo, und werden mit geradezu kindisch einfachen Werkzeugen bestellt. Das Neue und Praktische wird beharrlich zurückgewiesen; es

stimmt nicht mit ihren Ueberlieferungen zusammen. Lieber ernten sie Hunger vom steinigten Lande, als daß sie es düngen und anders, als mit einem einfachen Stocke oder hölzernen Haken bearbeiten. Ebenso steht es mit der Viehzucht. Man sieht einige magere Hühner, einige Schweine und viele Hunde. Sonderbarerweise laufen die bissigen Köter frei umher, während die Schweine – sollte man es denken! – an Ketten liegen. (*Satan und Ischariot III*, S. 171f.)

Die Pueblo-Bevölkerungen lebten teilweise in bescheidenem Reichtum. Schon vor dem Eindringen der Spanier waren sie Überfällen nomadischer Plünderer ausgesetzt. Die relative Wohlhabenheit der Indianer bestand größtenteils in gelagerten Vorräten, im speziellen Mais, der über drei oder vier Jahre zur Begegnung von Dürreperioden eingelagert wurde. Überstiegen die Ernten den normalen Bedarf und die weitsichtigen Rücklagen, wurden Überschüsse an umherstreifende Nomaden, wie Ute, Navaho, Apache, gegen Büffelfleisch, Häute und hübsch verzierte Lederkleidung eingetauscht.

Ein weiterer Zweig der *Hausindustrie* war der Anbau und die Nutzung von Baumwolle. Da die Felder nur magere Ernten hervorbrachten, wurde die Baumwolle aufgrund der Seltenheit hochgeschätzt. Die Verarbeitung nahm lange Zeit in Anspruch, um Textilien für den Hausgebrauch zu weben. Die Stoffe wurden ausschließlich im Winter von den Männern auf ihren Webstühlen in den warmen Kivas hergestellt (vgl. M-KMG 125, S. 33).

Wärmer als Baumwolle waren Truthahnfedern, welche zu Mänteln und Decken verarbeitet wurden. In den meisten Pueblos wurden Scharen von Truthühnern gehalten, die nur wegen ihrer Federn gezüchtet wurden. Die Federn wurden nicht nur zu wärmenden Textilien verarbeitet, sondern dienten auch zur Ausschmückung zeremonieller Fetische, um den Geistern Gebete darzubringen. Auch die traditionellen Federhauben konnten ohne das Federkleid des Truthahns nicht hergestellt werden. Auf der Flucht vor den Spaniern ließen die Indianer alle ihre Habseligkeiten zurück außer ihren kostbaren Truthühnern, die sie unter ihren Armen davontrugen.[6]

Abb. 1. Der Truthahn. Die Zeichnung stammt von den Mimbres (Mimbreño-Apache), sie entstand zwischen 1100 und 1300 n. Chr.

Schweine an Ketten dürften Lindaus Phantasie entsprungen sein.

Ihre Kunstfertigkeit besteht in der Anfertigung von Körben, Beuteln und verschiedenen Geflechten. Sie brennen Krüge und Urnen, welche keinen Kunstwert besitzen. Aus Thon stellen sie allerlei Figuren her, welche geradezu lächerlich sind. Der Sinn für schöne Formen ist ihnen vollständig versagt. Die Figuren werden bei uns von vierjährigen Kindern viel

6 Die Spanier nutzten den Truthahn zweckentfremdet, vielleicht der Anfang der neuamerikanischen Sitte, dieses Federvieh zu bestimmten, festlichen Ereignissen zu konsumieren. Der Truthahn – Meleagris gallopavo – erreichte in den nachfolgenden Jahren eine solche Bedeutung, daß erwogen wurde, ihn zum Wappentier der Vereinigten Staaten zu küren.

besser auf der Schiefertafeln [!] *gezeichnet; sie dienen meist als Spielwerkzeuge; oft haben sie auch eine geheim religiöse, heidnische Bedeutung. In diesem Falle werden sie in der »Estufa« aufgestellt. Dies ist ein kleiner Raum, welcher von niedrigen, nur drei Fuß hohen Mauern eingefaßt wird, zwischen denen stets zwei hohe Stangen stehen. Vielleicht sollen diese ein Fingerzeig gen Himmel sein. Es wird sehr darauf gesehen, daß diese Estufa von keinem Unberufenen berührt oder gar betreten wird.* (*Satan und Ischariot III*, S. 172)

***Krüge und Urnen* ohne *Kunstwert*:** Die Töpferei hat in Nordamerika eine lange Tradition und ist seit etwa 4.000 Jahren bekannt. – Zum Vergleich: In Nord- und Mitteleuropa befinden wir uns um das Jahr 2000 vor der Zeitwende im ausgehenden Neolithikum, dem Ende der Jungsteinzeit, welche um 1800 in die Anfänge der Bronzezeit übergeht. – Die ersten bemalten und besonders verzierten Vasen u.s.w. tauchen um etwa 500 v.u.Z. im Südwesten auf. Dieser Raum ist auch heute noch der produktivste und kreativste der Keramikherstellung, die von den Pueblos zum Teil noch mit den alten Formen und Farbgebungen weitergeführt wird. In einschlägigen Geschäften im Lande sind die Produkte zu bestaunen und – nicht ganz billig – auch zu erwerben, eine Freude für den Sammler und eine Zierde für jede Vitrine. Die seßhaften Kulturen des Südwestens von den Anasazi zu den Pueblos und die benachbarten Hohokam wurden im Laufe ihrer Entwicklung zu Meistern in der Herstellung kunstvoller und phantasiereicher Keramik.

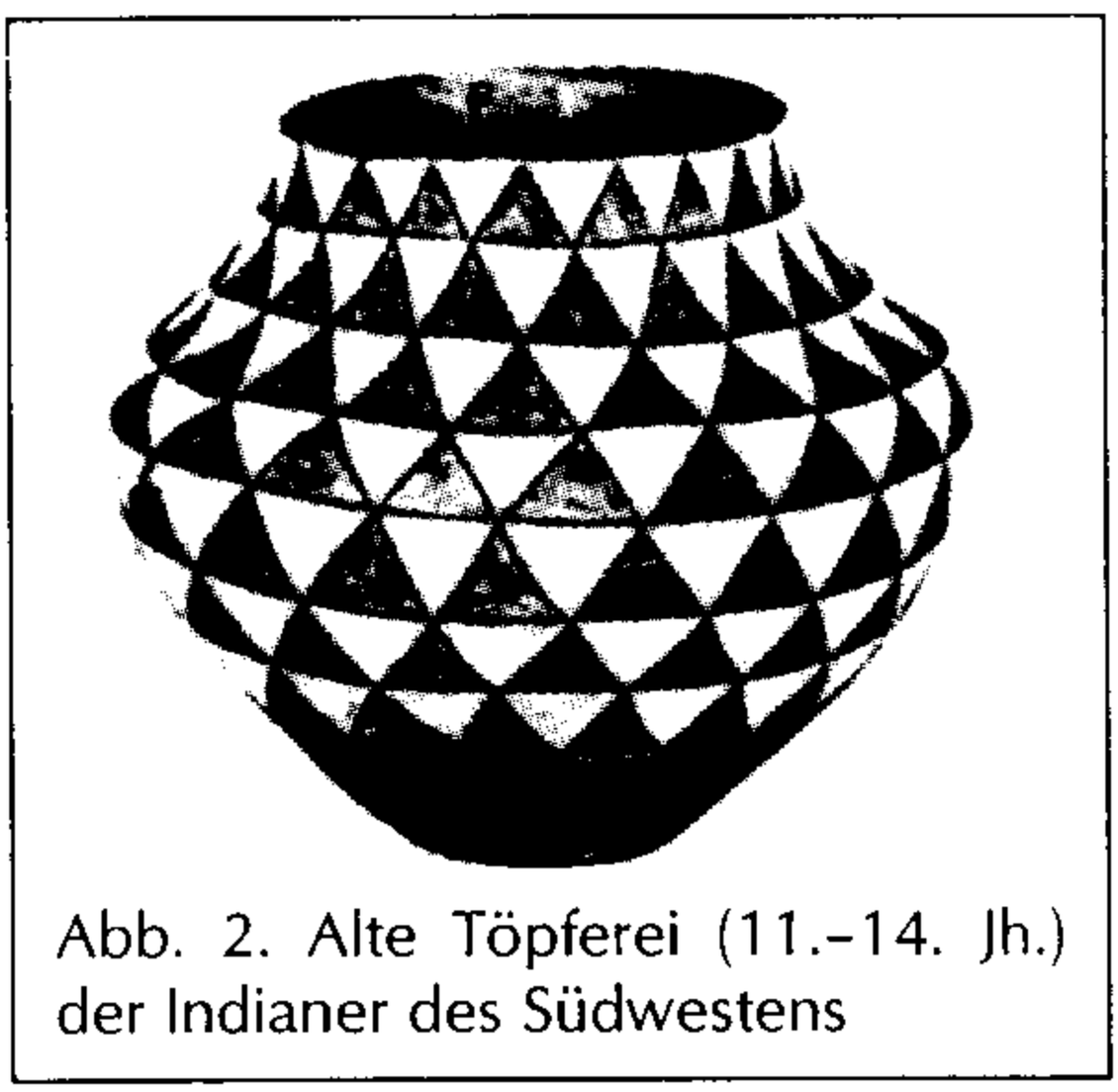


Abb. 2. Alte Töpferei (11.–14. Jh.) der Indianer des Südwestens

Ohne die Vorteile der Töpferscheibe zu kennen[7] schufen die Indianer in Jahrhunderten Schalen, Töpfe, Krüge, Teller jeglichen Genres mit eindrucksvollen geometrischen Mustern, naturalistischen und abstrakten Menschen-, Tier- und Pflanzenfiguren, ein- oder mehrfarbig. Besonders hervorzuheben sind die wunderbar verzierten großen Vorratskrüge und Töpfereien der Hohokam in Arizona und die vielen zoomorphen Junkturen, ein Beweis ihrer großen Kunstfertigkeit, die in den Museen Arizonas und New Mexicos zu besichtigen sind.

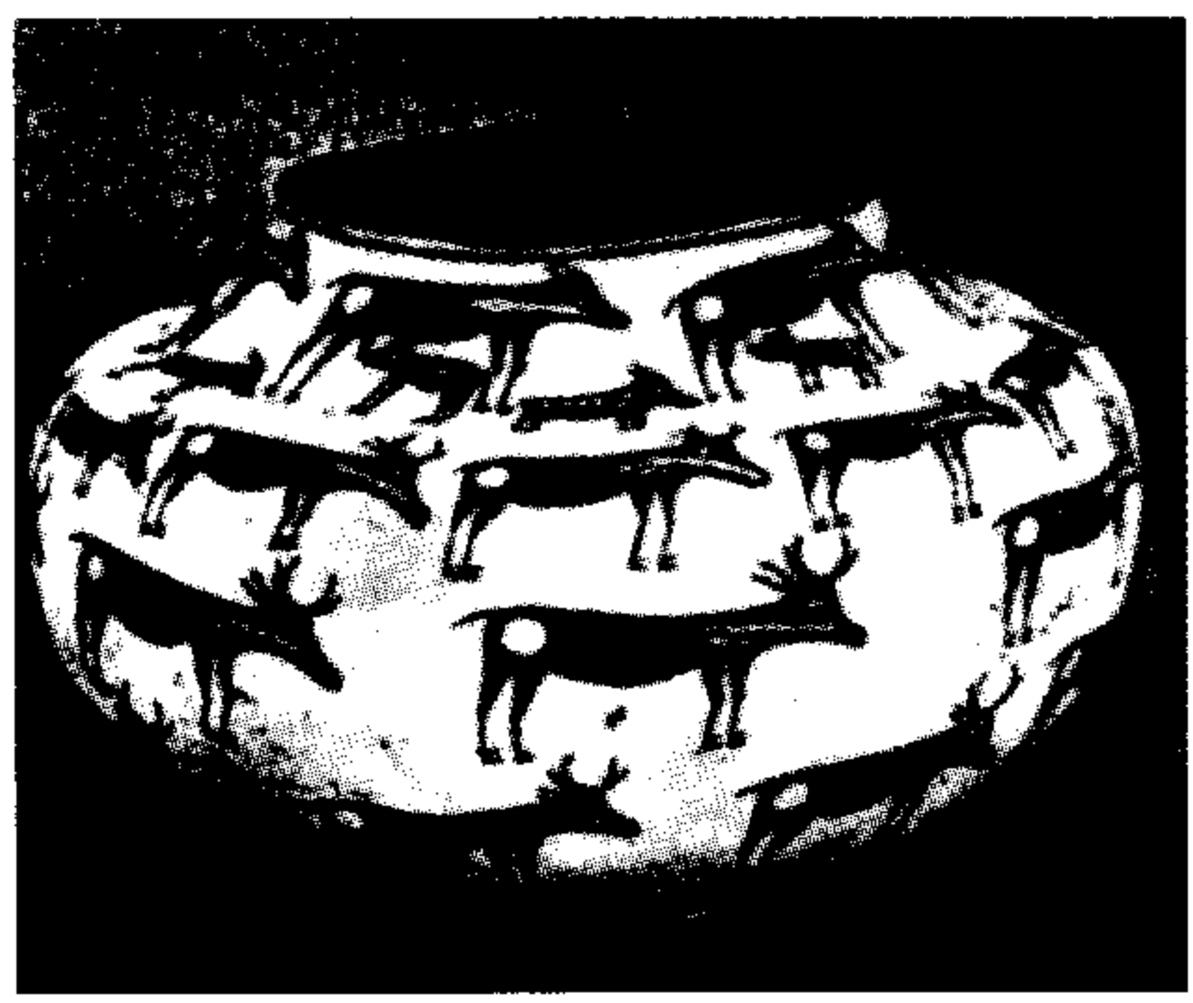


Abb. 3. Beispiel der Zuñi-Töpferei

7 Die Töpferscheibe ist seit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert in Mesopotamien bezeugt, mit Fußantrieb um 3000 v.u.Z. in Ägypten.

***LÄCHERLICH*[E] *FIGUREN*:** Hier sind zweifelsohne die oftmals wunderschönen Kachinas gemeint. Der Aussprache nach sollte man sie richtiger Katsina (Plural Katsinam) schreiben. Sie reflektieren die Geister der Ahnen, der Tiere, Pflanzen und anderer verehrungswürdiger Figuren der Pueblowelt. Die Hopi nennen sie Tihu (Plural Tithu). Sie waren aus dem zylindrischen Holz der Cottonwoodwurzel, einer Pappelart, gefertigt. Historische Figuren hatten eine Ummantelung des Holzkörpers aus weißem Ton (Kaolin) und waren mit mineralischen Farben, wie Eisen- und Kupferoxyd und den Extrakten bunter Erden bemalt. Daher wohl die Annahme: *Aus Thon stellen sie allerlei Figuren her* ... Um die Jahrhundertwende wurde die Bemalung mit Naturprodukten durch kommerziell hergestellte Farben ersetzt, die von Händlern eingeführt wurden. Später hergestellte Kachinas sind gänzlich aus Cottonwood geschnitzt und in tänzerischen Posen dargestellt. Traditionell wurden sie von Männern gearbeitet. Zwar werden die Kachinas als Puppen bezeichnet, sie haben jedoch allesamt einen ernsthaften Hintergrund.

Abb. 4. Kachinas

> [...] *sie dienen meist als Spielwerkzeuge; oft haben sie auch eine geheim religiöse, heidnische Bedeutung. In diesem Falle werden sie in der »Estufa« aufgestellt.*

Diese Textstelle hat May nicht von Lindau übernommen, sie ist eine Eigenschöpfung (vgl. Lieblang, S. 265). Sie kommt jedoch der Wahrheit ziemlich nahe!

> *Dies ist ein kleiner Raum, welcher von niedrigen, nur drei Fuß hohen Mauern eingefaßt wird, zwischen denen stets zwei hohe Stangen stehen. Vielleicht sollen diese ein Fingerzeig gen Himmel sein. Es wird sehr darauf gesehen, daß diese Estufa von keinem Unberufenen berührt oder gar betreten wird.*

Wie auf Abbildung 5 (Seite 36) klar erkennbar, sind die zwei *gen Himmel* strebenden *Stangen* eine profane Leiter für den Ein- und Ausstieg. Sonst entspricht der Kiva – hier Estufa – Lindaus und Mays Beschreibung.

ESTUFA – KIVA: Als die Spanier die ersten Pueblo-Dörfer betraten, sahen sie runde, brunnenartige, in den Boden eingesenkte Bauwerke, abgedeckt und mit einer Öffnung versehen. Sie hielten sie für Öfen, dementsprechend nannten sie sie ›Estufa‹, das spanische Wort für Ofen. Dieser Begriff wurde durch das indianische ›Kiva‹ ersetzt. (vgl. M-KMG 125, S.33).

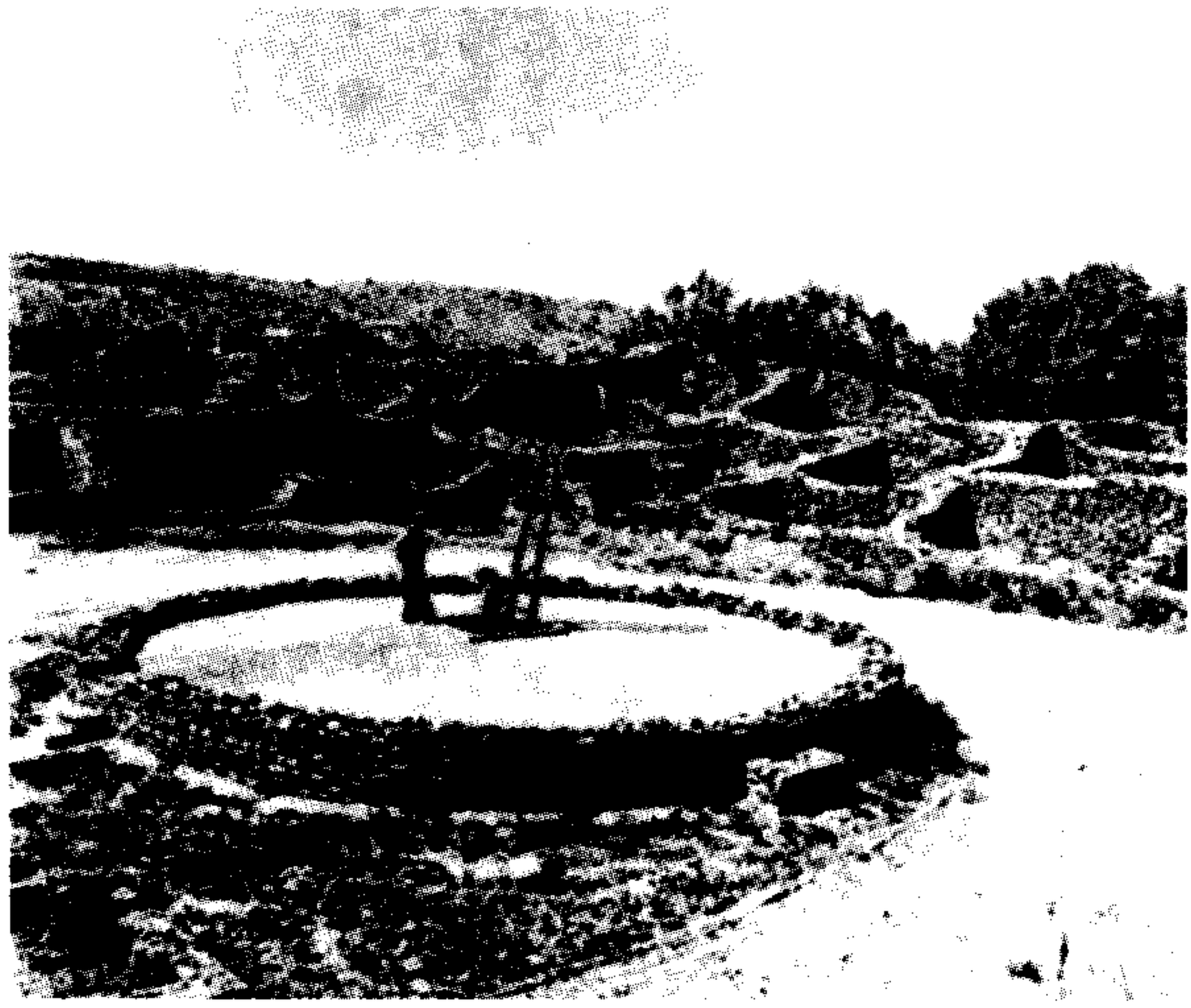


Abb. 5. Kiva im aztekischen Nationaldenkmal (restaurierte Ruinen im Gebiet der Pueblo-Dörfer Isleta und Laguna, New Mexico)

Kivas variieren in ihren Maßen. Um sich ein Bild machen zu können, nenne ich den großen Kiva im Chaco-Cañon mit einem Durchmesser von fast 20 Metern, eine gewaltige Anlage. In den zahlreichen bewohnten und den verlassenen Pueblos – Cliff dwellings – gibt es Hunderte Kiva-Bauten. Im Spruce Tree House im Mesa Verde National Park, Colorado, einem verlassenen Cliff dwelling, ist ein Kiva restauriert worden und für Besucher über eine Leiter zugänglich.

Mit der letzten Zeile des vorigen Kapitels ... sollte nun eigentlich das Schlußzeichen zu sehen sein. (*Der Schut*, S. 536) Ich wollte dieses auch beherzigen, konnte mir aber eine Ergänzung nicht verkneifen.

Der Mann aus dem ›Bilad Amirika‹

In unserer heutigen multikulturellen Gesellschaft ist es leicht, einem Menschen aus ›Farsistan‹, ›Masr‹ oder dem ›Bilad es Sudan‹, ja sogar aus dem fernen ›Tschung-Kud‹, aus dem Reich der Mitte, zuweilen in traditioneller Tracht zu begegnen. Vor über hundert Jahren wäre es in unseren Breiten schon einen kleine Sensation gewesen, einen Nichteuropäer in seinem heimatlichen Gewand zu sehen, heutzutage findet das kaum Beachtung – so ändern sich die Zeiten.

May, der ja auf seinen weiten Reisen durch die Bücherwelt so viele dieser exotischen Menschen kennengelernt und uns nahegebracht hat, bringt seine Hauptfigur aus dem Wilden Westen, einen veritablen Indianerhäuptling, auf sächsische Straßen. Wie ich finde, eine geniale Eingebung unseres Autors. Da Winnetou wohl kaum in seinem hirschledernen, befransten Habit und mit helmartigem Schopf die lange Anreise nach Europa unternehmen konnte – heute würde sich niemand auch nur umdrehen –, versteckte er sein Haar unter einem *hohen Cylinderhut* (*Satan und*

Ischariot II, S. 248), und May ließ ihn *für kurze und oberflächliche Blicke wie einen neugekleideten Stromer aussehen.* (S. 263) Dies korrigierte er jedoch, indem er Winnetou in Alexandrien einen arabischen Anzug kaufen ließ, *der ihm ganz vorzüglich stand.* (S. 263)

Schon im ausgehenden Mittelalter brachte Columbus Eingeborene als Sklaven, wohl mehr als Schauobjekte, aus Westindien nach Europa in die Alte Welt, was auch in den nachfolgenden Jahren immer wieder praktiziert wurde. Der berühmteste und bis heute bekannteste Besucher indianischer Herkunft nach der spanischen Alleinherrschaft dürfte die Indianerprinzessin Pocahontas gewesen sein, die 1616 europäische Gefilde betrat. Sie war eine Indianerin aus der Algonkin sprechenden Powhatan-Konföderation und wurde nach ihrem Vater Wahunsonacock genannt, der bei den Weißen King Powhatan hieß. Sie lebten in einer Bucht der Chesapeake-Bay am heutigen York-River, Virginia.

Bald war Pocahontas Mittelpunkt der ersten Londoner Gesellschaft. Sie wohnte in einem Gasthof der Fleet Street und ließ sich sogar in englischer Tracht des 17. Jahrhunderts porträtieren. Ihr Aufenthalt in England jedoch endete tragisch.

Zum Vergleich: Europa lebt im Zeitalter des Barock (ca. 1600–1750). 1616 ist das Todesjahr Shakespeares und Cervantes'. 1618 beginnt mit dem Prager Fenstersturz der Dreißigjährige Krieg.

Pocahontas als Kind der Wälder konnte den Schmutz und die feuchte, verunreinigte Londoner Luft nicht ertragen (schon 1616!). Auch ein Umzug nach Brentford an der Themse, in eine gesündere Umgebung, konnte ihren Körper nicht mehr stärken. Sie starb, gerade 21 Jahre alt, in Gravesend (welch unpassender Name).

Und welch seltsame Parallele zwischen Pocahontas und Winnetou: sie die Tochter eines berühmten Häuptlings, er der Sohn eines Oberhäuptlings. Beide siechen in England dahin. Winnetou hatte seine Gesundheit schon in Afrika geschädigt, aber erst in England ringt er mit dem Tode und kommt nach dreimonatigem Krankenlager gerade noch mit dem Leben davon.

Hätte man auch Pocahontas die Heimat der grünen Wälder und blauen Seen zurückgegeben, wäre sie nicht in fremder Erde zur letzten Ruhe gebettet worden. Zur Unsterblichkeit sind jedoch beide, Indianerin und Indianer gelangt. Pocahontas in dem amerikanischen Lied ›Fever‹, gesungen von Peggy Lee, und der Walt-Disney-Filmproduktion ›Pocahontas‹ und Winnetou ... ihn wird es immer geben. Wirklich, eine seltsame Parallele.

Literaturverzeichnis

Arizona – New Mexico. Rand McNally Maps 1970.
Baumann, Peter/Schließer, Martin: Amerikas indianische Seele. München 1987.
Bertelsmann Lexikon. A–F. Gütersloh 1960.
Brandon, William: Book of Indians. New York 1966.
Breunig, R./M. Lomatuway'ma: Kachina Dolls. Flagstaff 1990.
Cliff Palace und Spruce Tree House. (Besucherinformation vor Ort)
Eagle/Walking Turtle: Indian America. Santa Fe, N.M. 1997.

The Highway 53 Express Special Edition – Visitors Guide. Pinehill, N.M. 1994. (Darin: The Old Mission in Zuñi.)
John, Elizabeth A. H.: Storms Brewed in Other Men's Worlds. Norman, London 1996.
Lieblang, Helmut: „Ich war noch niemals hier gewesen". Die Quellen zu ›Satan und Ischariot‹. In: Dieter Sudhoff/Hartmut Vollmer (Hg.): Karl Mays „Satan und Ischariot". Oldenburg 1999, S. 234–276.
Mauer, Kuno: Das neue Indianer-Lexikon. München 1994.
Mesa Verde. US Department of the Interior 1990.
Das neue Lexikon. Mannheim 1996.
New Mexico State Monuments. Jémez. Jémez Springs, N.M. 1990.
The Official Albuquerque Visitors Guide. Albuquerque, N.M. 1997.
A Pic-Tour Map of Arizona. – Phoenix, Az. 1980.
Pueblo of Ácoma. Ácoma – Sky City. Ácoma, N.M. 1995.
Taos Vacation Guide. Taos County, N.M. 1991/92, 1994/95.
Tolhausen, Louis: Neues spanisch-deutsches Wörterbuch. Leipzig 1897.
USA Südwest. APA-Guides. München 1990.
Waldmann, Carl: Atlas of the North American Indians. New York 1985.
Die Welt der Indianer. München 1994.
Wissler, Clark: Indians of the United States. New York 1966.

„Stolz reitet er über die Prärie, er sagt nur Wahres und tut nur Gutes: Winnetou, der Häuptling der Apachen. Karl May erschuf diese Lichtgestalt in seiner Fantasie, und sein Erfolg beweist, wie tief in uns die Sehnsucht nach den einfachen Weisheiten der Indianer steckt. [...]
Wenn wir ehrlich sind, wissen wir herzlich wenig über die Ureinwohner Nordamerikas. Unser Bild der Indianer ist geprägt durch Filme wie ›Der mit dem Wolf tanzt‹ oder ›Winnetou‹. Wer weiß schon, daß unter den indianischen Völkern der heutigen USA und Kanadas einst 300 verschiedene Sprachen gesprochen wurden? Wem ist klar, daß es unter ihnen nicht nur Büffeljäger, sondern auch Fischer und Bauern gab? Und dennoch: Das Bild von Winnetou fasziniert uns. Die Vorstellung vom edlen Naturmenschen, der aufrichtig, gradlinig, stark und schön ist. Wer möchte nicht sein wie dieser Häuptling der Apachen, den es in Wirklichkeit nie gab?"

(Aus: YoYo. Magazin für Frauen. Heft 15/1996, S. 78)

Peter Bolz

Indianer und Deutsche: Eine klischeebeladene Beziehung (I)

Vorbemerkung

Beim folgenden Text handelt es sich um eine Wiedergabe des einleitenden Kapitels aus dem Begleitbuch zur neuen Nordamerika-Ausstellung des Ethnologischen Museums Berlin [früher Museum für Völkerkunde] (Bolz/Sanner, Indianer).
Ähnlich wie in der Ausstellung,[1] die durch einen Abschnitt zum Thema ›Indianerklischees‹ eingeleitet wird, sollen in diesem Einführungskapitel klischeehafte Vorstellungen über Indianer bewußt gemacht werden. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den in Deutschland entstandenen Besonderheiten, zu denen als eine der wichtigsten das Phänomen Karl May gehört. Da das Buch in einer englischen Ausgabe auch in den USA und Kanada vertrieben wird (Bolz/Sanner, Native), wurde dieses Kapitel auch im Hinblick auf eine amerikanische Leserschaft geschrieben, für die die Namen Karl May und Winnetou weitgehend unbekannt sind.
Der Blick auf Karl Mays Indianerfiguren erfolgt aus der Perspektive des Ethnologen, weshalb hier weniger die literarischen, als vielmehr die ethnischen Aspekte im Vordergrund stehen.[2]
Wenn Karl May beispielsweise die Figur des Apachen Winnetou aus der des Sioux Inn-nu-woh hervorgehen läßt, mag das für den Literaturwissenschaftler eine interessante Erscheinung in der Entwicklung dieser fiktiven Indianergestalt sein, für den Ethnologen hingegen ist dies bezeichnend für die Mißachtung kultureller Identitäten bei Indianern Nordamerikas. Die Sioux (bei Karl May sind die westlichen Sioux oder Lakota gemeint) waren um 1860 eine auf die Bisonjagd spezialisierte Gruppe von Plains-Nomaden mit einem für sie charakteristischen Glaubens-, Werte- und Normensystem. Die Apache hingegen (zu deren Untergruppe der Mescalero Winnetou angeblich gehörte) waren zu dieser Zeit Wüstenbewohner des Südwestens, die überwiegend vom Sammeln, der Jagd und gelegentlichen Raubzügen lebten, daneben aber auch Mais, Bohnen und Kürbisse anpflanzten. Ihre Weltsicht war eine völlig andere als die der Lakota. Karl May jedoch war nicht in der Lage oder nicht willens, die kulturellen Unterschiede einzelner Indianergruppen auch nur annähernd korrekt herauszuarbeiten, und preßte seine Figuren in ein mehr oder weniger gleiches imaginäres Kulturschema, das er als ›typisch indianisch‹ ansah. Daher ist es letztlich gleichgültig, ob wir einen Lakota oder einen Apachen vor uns haben, denn der eine ist in Mays Schilderungen so klischeebehaftet wie der andere.

---

1 Die Ausstellung trägt den Titel: ›Indianer Nordamerikas. Vom Mythos zur Moderne‹ (vgl. KMG-N 123, S. 14–18). Sie ist als Dauerausstellung konzipiert und steht mindestens bis zum Jahre 2010.

2 Unter literarischen Gesichtspunkten werden Karl Mays Indianer beispielsweise in folgenden neueren Veröffentlichungen abgehandelt: Bochenek, Romantik; Hiddemann, Cooper; Küppers, Indianerbild.

Stereotype Bilder von Indianern

›Indianer‹ – das klingt nach Freiheit und Abenteuer, nach Romantik und unerfüllten Jugendträumen. Warum nur? Wie konnte eine ethnische Minderheit, die auf leidvolle 500 Jahre Tod, Vertreibung, Ausbeutung, Unterdrückung und Diskriminierung zurückblicken muß, zum Synonym für die unerfüllten Sehnsüchte und Wunschvorstellungen von Millionen Mitteleuropäern werden?

Stereotype Bilder von Indianern sind so alt wie die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Die ersten Europäer sahen sich in der für sie ›Neuen Welt‹ mit einer Vielzahl von ihnen unbekannten Kulturen konfrontiert, deren Lebens- und Denkweise ihnen völlig fremd war. Der von Kolumbus geprägte Begriff ›Los Indios‹ ging als ›Indian‹, ›Indien‹, ›Indiani‹ oder ›Indianer‹ in andere europäische Sprachen über, ohne daß dabei eine genauere Differenzierung vorgenommen wurde. ›Indianer‹ war daher lediglich eine Bezeichnung, die das kollektive ›Anderssein‹ gegenüber den europäischen Entdeckern zum Ausdruck brachte. Der ›Indianer‹ war der Fremde, dessen Werte- und Normensystem man nicht verstand, der als ›Heide‹ keinen christlichen Gott kannte und dessen ›Wildheit‹ im Gegensatz zur ›Zivilisation‹ der Europäer stand. Aus diesen Gründen fühlten sich die Europäer nicht nur waffentechnisch, sondern auch moralisch als die überlegene Rasse. Bei der Beschreibung ›indianischer‹ Eigenschaften und Tugenden benutzten sie ›Anti-images‹ von sich selbst und schufen somit eine negativ definierte Bezugsgruppe, mit deren Hilfe sie ihre eigene Identität bestimmen konnten (Berkhofer, Conceptions, 527).

Je nach dem Bild, das Weiße sich von ihrer eigenen Gesellschaft machten, konnte sich das Bild vom Indianer verändern. Dabei ergaben sich merkwürdigerweise zwei fundamental entgegengesetzte Klischeebilder, in denen sich zwei unterschiedliche Einstellungen der Weißen ihrer eigenen Kultur gegenüber zeigen. Es handelt sich dabei, vereinfacht ausgedrückt, um den ›guten‹ und den ›bösen‹ Indianer. Der ›gute‹ Indianer wurde als entgegenkommend, höflich und gastfreundlich beschrieben, verbunden mit gutem Aussehen, großer Ausdauer und Standhaftigkeit. Er zeigte stets Ruhe und Würde, Tapferkeit im Kampf, Stolz und Unabhängigkeit, führte ein einfaches Leben und freute sich stets an den Gaben der Natur. Kurz gesagt: er lebte in Freiheit, Genügsamkeit und Unschuld (ebd., 528).

Die ›bösen‹ Indianer hingegen besaßen in den Augen der Weißen genau entgegengesetzte Eigenschaften: Nacktheit und Lüsternheit, Leidenschaft und Eitelkeit führten zu einem Leben in Polygamie und sexueller Promiskuität und zu ständigen Kriegszügen und Racheakten gegenüber ihren Feinden. Kannibalismus und Menschenopfer wurden als die schwersten ihrer Sünden angesehen, gefolgt von Grausamkeit gegenüber Gefangenen und unaufhörlicher Kriegführung. Hinzu kamen der Aberglaube, der sich in den unverständlichen Handlungen der ›Medizinmänner‹ manifestierte, die harte Sklavenarbeit der Frauen (abfällig als ›Squaws‹ bezeichnet) und die Faulheit der Männer (stets ›Krieger‹ oder ›Häuptlinge‹ genannt). In den Augen der Weißen bewegten sich Indianer in einer zeit- und geschichtslosen Welt, in der ›Indianertum‹ und ›Zivilisation‹ zwei unvereinbare Gegensätze bildeten. Ein Indianer, der sich der Welt der Weißen anpaßte und sich ›zivilisieren‹ ließ, war nach diesem Konzept kein ›echter‹ Indianer mehr.

Abb. 1. Wie Klischeebilder entstehen: Darstellung eines ›typischen‹ Indianerdorfes, die sich aus vier Einzelbildern der Maler Karl Bodmer und George Catlin zusammensetzt. Obwohl die Originalvorlagen als Sioux, Assiniboin, Crow und Comanche gekennzeichnet sind, wurden sie ohne Rücksicht auf ethnische Zugehörigkeit zu diesem Phantasiebild zusammengefügt, das dem Betrachter suggeriert, in indianischen Dörfern stehen ausschließlich Tipis und alle Indianer sehen aus wie Plainsindianer. – Farblithographie aus dem Lehrbuch ›Bilder zum Anschauungsunterricht für die Jugend‹. III. Teil: Geographische Charakterbilder. Eßlingen 1891, Taf. 22.

Die Dezimierung der Ureinwohner Nordamerikas durch Krankheiten und Kriege führte bereits Ende des 18. Jahrhunderts zum Bild von der ›sterbenden Rasse‹, deren unaufhaltsames Verschwinden, entweder durch Tod oder Assimilation, mit einem gewissen nostalgischen Bedauern vorausgesehen wurde. Im evolutionistischen Denken des 19. Jahrhunderts stand es außer Frage, daß die ›Zivilisation‹ früher oder später über die ›Wildheit‹ siegen würde (ebd., 529).

Das im 18. Jahrhundert entstandene Bild des ›edlen Wilden‹ verwandelte sich im frühen 19. Jahrhundert in das des ›letzten Mohikaners‹, dem letzten seiner Rasse, dessen Verschwinden man zwar bedauerte, aber letztlich als unausweichlich ansah, da der technische Fortschritt in Form der amerikanischen Ideologie der ›Manifest Destiny‹ unbedingten Vorrang hatte vor jeglicher Rücksichtnahme auf ethnische Minoritäten.

Stereotype Vorstellungen erhalten dann einen besonderen Stellenwert, wenn sie als Rechtfertigung für politische Entscheidungen dienen. Wenn ein begehrenswertes

Stück Land ›nur‹ von heidnischen Wilden besiedelt war, die keinerlei Besitzurkunde vorweisen konnten, dann fiel es um so leichter, diese zu enteignen, zu vertreiben oder zu ermorden. Solange ein Indianer nicht christianisiert oder zivilisiert war, brauchte man ihn nicht als gleichberechtigten Partner zu behandeln, sobald er jedoch missioniert und mit der Kultur der Weißen vertraut war, betrachtete man ihn nicht mehr als ›echten‹ Indianer, sondern als verachtenswertes ›Halbblut‹, dem man seinen Platz am äußersten Rand der weißen Gesellschaft zuwies. Dieses Dilemma der klischeebehafteten Kategorisierung von Indianern ist trotz aller Indianergesetze und fortschreitender ›Political Correctness‹ in den USA und Kanada bis heute nicht gelöst.
Das ›Bild des Indianers‹ in der amerikanischen und europäischen Kultur wurde in den letzten Jahrzehnten zunehmend zum Forschungsgegenstand von Historikern, Kunstwissenschaftlern, Ethnologen und Soziologen und fand selbst in dem von der Smithsonian Institution herausgegebenen ›Handbook of North American Indians‹ unter der Überschrift ›Conceptual Relations‹ einen würdigen Platz (vgl. Washburn, Handbook, 522–616). Als besonderer deutscher Beitrag wird dabei unter anderem auf den Schriftsteller Karl May (1842–1912) hingewiesen (Feest, Indian, 584, 665), dessen Romanfigur ›Winnetou‹ zum populärsten Indianer Mitteleuropas geworden ist. Winnetou hat dabei schon längst die literarische Ebene verlassen und besitzt in Film, Fernsehen oder Freilichtaufführungen eine Präsenz, die sich sein Schöpfer Karl May in seinen kühnsten Phantasien nicht vorstellen konnte. ›Winnetou‹ ist im deutschen Sprachraum zum Synonym für ›Indianer‹ geworden, und wenn in der Presse von ›Winnetous Brüdern und Schwestern‹ die Rede ist, dann weiß jeder Leser, daß damit die Indianer Nordamerikas gemeint sind.
Wie keinem anderen deutschen Schriftsteller ist es Karl May gelungen, ›die Indianer‹ in Deutschland populär zu machen und dabei ein Indianerbild zu schaffen, das für eine nach Millionen zählende Leserschaft nahezu ein Jahrhundert lang prägend war. Viele andere Autoren, wie z. B. Balduin Möllhausen (1825–1905), die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ebenfalls Indianer in den Mittelpunkt ihrer Romane stellten und damit Karl May Vorlagen für seine schriftstellerische Massenproduktion lieferten, sind heute weitgehend vergessen. Der Name Karl Mays hingegen lebt nicht nur in seinen Büchern und Romanfiguren fort, sondern auch in dem nach seinem Tode gegründeten Karl-May-Verlag und dem von seiner Witwe eingerichteten Karl-May-Museum.

Karl Mays Winnetou – ein deutscher Indianer

Von den inzwischen auf über 80 Bände angewachsenen ›Gesammelten Werken‹ Karl Mays (KMV) spielt etwa ein Drittel im ›Wilden Westen‹ Nordamerikas. Von diesen gehören die drei 1893 erschienenen ›Winnetou‹-Bände zu den beliebtesten. Darin schließt der junge ›Häuptling der Apatschen‹ mit dem deutschen ›Westmann‹ Old Shatterhand feierlich Blutsbrüderschaft und bekennt am Ende seines Lebens, nachdem ihn die tödliche Kugel des Feindes getroffen hat: »[...] *ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Lebe wohl!*« (May, *Winnetou III*, 474).
Die Figur des Winnetou geht auf eine Erzählung Karl Mays zurück, die 1875 erstmals im ›Deutschen Familienblatt‹ erschien. Damals hieß Winnetou allerdings noch

›Inn-nu-woh‹ und war kein Apache, sondern ein Sioux-Häuptling, der als bester Schwimmer der Vereinigten Staaten bekannt war. In seinem ersten Abenteuer rettet er auf einem Mississippi-Dampfer ein kleines Mädchen, dessen Vater ihn zuvor beleidigt und tätlich angegriffen hatte, vor einem aus dem Käfig entflohenen Tiger, wobei er schwimmend und tauchend sein eigenes Leben riskiert (May, *Inn-nu-woh*, 8–11). Erst in der 1878 erschienenen zweiten Version dieser Geschichte nennt May seinen Helden Winnetou und macht ihn zum Apachen (May, *Winnetou*, 175–188). Mit diesem ersten ›Winnetou‹-Abenteuer hat Karl May bereits das Grundmuster für seine bekannteste Heldenfigur gelegt: Winnetou rettet ohne Ansehen der Person oder der Hautfarbe alle, die sich in Not befinden.

In der Erzählung *Auf der See gefangen* von 1878 erklärt Karl May, wie aus den ›bösen‹ Apachen, *deren bekannte Feigheit und Hinterlist ihnen früher unter ihren Feinden den Schimpfnamen »Pimo« zugezogen hatte*, ›gute‹ Indianer wurden, denn seit Winnetou ihr Anführer war, *hatten sich die Feiglinge nach und nach in die geschicktesten Jäger und verwegensten Krieger verwandelt* (May, *Auf der See*, 468). Damit verlieh May den Apachen ganz bewußt ein positives Image, das im Gegensatz zu dem stand, das in zeitgenössischen Berichten über sie verbreitet wurde.

Außer von den ›guten‹ Apachen sind Mays Romane jedoch von einer ganzen Reihe dunkler, hinterlistiger und bösartiger Indianerfiguren bevölkert. Besonders die Sioux (allen voran die Oglala), die Ute (›Utahs‹), die Kiowa und die Comanche (›Komantschen‹) treten abwechselnd als Feinde Winnetous und Old Shatterhands auf, die ihnen aber regelmäßig eine blutige Abfuhr erteilen. Das Bild, das vor allem die Plains-Stämme dabei abgeben, ist nicht dazu angetan, sie besonders sympathisch zu finden, und einmal läßt Karl May nach einem Zugüberfall den Lokomotivführer sagen:

> »[...] *Das ist in kurzer Zeit das dritte Mal, daß sie es wagen, Züge zu überfallen und auszurauben, und allemal sind es die verdammten Ogellallah's gewesen, dieser verteufeltste Stamm der Sioux, denen die Wildheit und Feindseligkeit nur durch eine gute Kugel ausgetrieben werden kann.* [...]« (May, ebd., 498).

Ganz im Gegensatz zu diesem stereotypen Negativbild, das May von den Sioux und anderen Plains-Indianern geschaffen hat, stehen seine leidenschaftlichen Anklagen der Vernichtungspolitik der weißen Amerikaner gegenüber der ›roten Rasse‹, die er bereits in seine frühen Arbeiten einfließen läßt. Er äußert sich dabei in reflektierenden Passagen, die von der Handlung losgelöst sind und wie Kommentare zu Ereignissen der Indianerkriege klingen, über die May wahrscheinlich aus der Zeitung erfahren hat (z. B. May, ebd., 451).

Eine der persönlichsten Stellungnahmen dieser Art formulierte er in der Erzählung *Ein Ölbrand* von 1883:

> *Ich gestehe nämlich freimütig, selbst auf die Gefahr hin, vielerorts anzustoßen, daß ich das bisherige Verhalten der Weißen gegenüber den Roten nicht billige. Auch der Indianer ist Mensch und steht im Besitze seiner Menschenrechte; es ist eine schwere Sünde, ihm das Recht, zu existieren, abzusprechen und die Mittel der Existenz nach und nach zu entziehen. Man halte im Vereinigten Staaten-Kongreß noch so schöne Reden; man sende dem sogenannten »Wilden« Missionäre, Agenten und alle mögli-*

chen anderen Sorten von »Zivilisatoren«, der Unparteiische aber wird die Rede von der That zu unterscheiden wissen. (May, *Oelbrand*, 223)

Nach dieser Einleitung folgt über mehrere Spalten Anklage nach Anklage, z. B. gegen *das Feuerwasser, die Pocken und andre ähnliche Geschenke der Weißen*, die Karl May mit den Worten beschließt: *Das ist meine Ansicht als Mensch und als – Deutscher* (May, ebd., 224). Als Deutscher protestiert er mit den Mitteln des Schriftstellers gegen Rassismus und Unterdrückung der Indianer und fordert für diese die Anerkennung der Menschenrechte durch die Regierung der Vereinigten Staaten. Dies ist zweifellos ein bemerkenswerter Schritt eines Schriftstellers in einer Zeit, als Deutschland selbst bestrebt war, zur Kolonialmacht aufzusteigen.
Diese humanitären, für die Indianer Nordamerikas eindeutig Partei ergreifenden Aussagen Karl Mays stehen in einem seltsamen Gegensatz zu den von ihm erdachten Handlungen, in denen er Indianer immer wieder als bösartige Schurken darstellt, die die zivilisatorischen Einrichtungen der Weißen überfallen und als gerechte Strafe dafür von den weißen Helden (mit Unterstützung Winnetous!) reihenweise niedergemetzelt werden. Diesen Widerspruch von gleichzeitiger Verteufelung und Glorifizierung der Indianer, der seinem im ›Wilden Westen‹ spielenden Werk innewohnt, hat May versucht zu entkräften, indem er den ›bösen‹ Indianern noch schlimmere weiße Schurken zur Seite stellte, die sie zu ihren Missetaten anstifteten. Das heißt, die ursprünglich ›guten‹, aber äußerst naiven Indianer werden durch den Kontakt mit der Zivilisation verdorben und müssen ›böse‹ werden, damit Karl May daraus spannende erzählerische Elemente gewinnen kann, die er wie am Fließband produziert.
Als eine Art von Wiedergutmachung für die vielen bösen oder toten Indianer, die May auf seinen literarischen Schlachtfeldern hinterlassen hat, gestaltete er die Figur des Winnetou immer mehr zu einem überdimensional ›guten‹ und heldenhaften Wesen, das nur noch durch seine Kleidung (die der eines Plains-Indianers entsprach und nicht der eines Apachen) an einen Indianer erinnerte. Im Jahre 1893 hatte May die Idealgestalt des ›Apatschenhäuptlings‹ bereits so weit entwickelt, daß er ihr mit der ›Winnetou‹-Trilogie ein bleibendes Denkmal zu setzen gedachte. Der zweite Absatz seiner rund fünf Seiten umfassenden Einleitung dazu beginnt mit den Worten: *Ja, die rote Nation liegt im Sterben!* (May, *Winnetou I*, 1). Wie schon zuvor, prangert May den unaufhaltsamen Untergang der Indianer an. Er sieht sich bereits am Sterbebett des roten Mannes stehen und beweint seinen Tod, den er nicht abwenden kann. Als Schriftsteller fühlt er sich jedoch dazu berufen, der Nachwelt wenigstens ein literarisches Denkmal des roten Mannes zu hinterlassen, indem er die Figur des Winnetou zum Symbol für das Leben und Sterben aller Indianer erhebt:

Er, der beste, treueste und opferwilligste aller meiner Freunde, war ein echter Typus der Rasse, welcher er entstammte, und ganz so, wie sie untergeht, ist auch er untergegangen, ausgelöscht aus dem Leben durch die mörderische Kugel des Weißen. [...] *Ihm will ich hier das wohlverdiente Denkmal setzen, und wenn der Leser* [...] *dann ein gerechtes Urteil fällt über das Volk, dessen treues Einzelbild der Häuptling war, so bin ich reich belohnt.* (May, ebd., 5f.)

In einer neueren Studie ist Ekkehard Bartsch (1998) der Entwicklung Winnetous als literarische Gestalt nachgegangen, vor allem unter dem Aspekt des Abbildes von Karl Mays Schaffen, und geht dabei auch auf den 1910 erschienenen vierten ›Winnetou‹-Band (im KMV heute unter dem Titel ›Winnetous Erben‹) ein, der für ihn eine Abkehr Karl Mays von der heroischen Western- und Abenteuerromantik darstellt:

> „Der Roman revidiert das Winnetou-Bild entscheidend und korrigiert auch die jahrzehntelang vertretene These vom Sterben der Indianer, indem das erwachende Selbstbewußtsein der indianischen Völker und ihre Rückbesinnung auf alte Traditionen betont wird" (Bartsch, Winnetou, 485).

Winnetou ist im Spätwerk Karl Mays zum ›Edelmenschen‹ geworden, der keinerlei Bezug mehr zur realen indianischen Welt besitzt. Er denkt und handelt wie ein Weißer und hat sogar, wie sich in *Winnetou IV* herausstellt, ein schriftliches Testament verfaßt, um der Nachwelt eine Botschaft zu hinterlassen. Winnetous besondere Beziehung zur Welt der Weißen, zum Christentum und zu Deutschland erklärt sich aus seinem deutschen Lehrmeister Klekih-petra, der zu Beginn des ersten ›Winnetou‹-Bandes auftritt. Dieser hatte aus Deutschland fliehen müssen und verbrachte nun seinen Lebensabend bei den Apachen, wobei er auf die Erziehung Winnetous größten Einfluß hatte. Mit diesem literarischen Kunstgriff konnte sich Karl May der Mühe entziehen, sich mit Hilfe der damals vorhandenen Quellen in die Kultur und Geisteswelt der Apache zu versetzen. Statt dessen ließ er Winnetou als ›gebildeten‹ Indianer auftreten, der sich, völlig losgelöst von allen tribalen Wurzeln, mit Hilfe seines deutschen ›Blutsbruders‹ auf den rechten Weg des Christentums begibt.

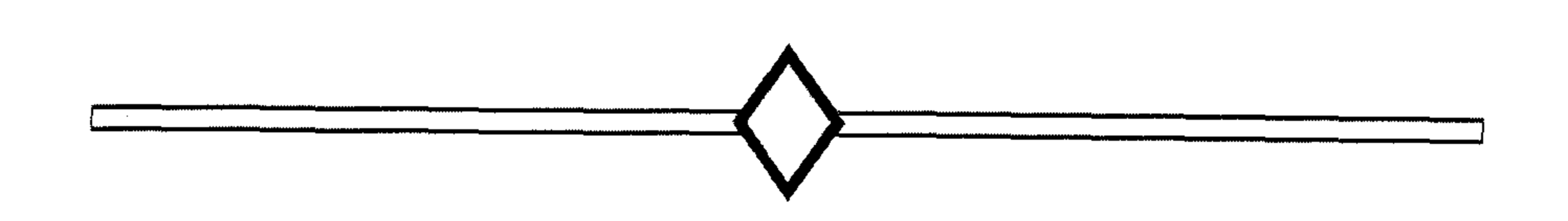
Was erfährt der interessierte Leser also aus Karl Mays Reiseerzählungen über Indianer? Einmal, daß die Apachen, dem Klischee des ›edlen Wilden‹ entsprechend, die ›Guten‹ sind, während die Sioux und andere Plains-Indianer, die sich gegen die Einflüsse der Zivilisation wehren, als die ›Bösen‹ dargestellt werden, die stets gegen die weißen Heroen verlieren. Die besondere Attraktivität der Winnetou-Geschichten liegt darin, daß May es verstand, seine deutschen Leser in eine fremde Welt zu entführen, die mit unglaublich romantisierten Figuren angefüllt ist, ihnen aber gleichzeitig die Möglichkeit gab, darin die Werte ihrer eigenen Gesellschaft bestätigt zu finden. Daher muß Winnetou den Weg des weißen Mannes beschreiten und Christ werden, was er jedoch nur mit Hilfe eines deutschen Lehrmeisters und eines deutschen Blutsbruders vermag. Dieser Kunstgriff erlaubt es Mays deutschen Lesern, sich mit den edlen Indianern zu identifizieren, die so einfache Tugenden wie Loyalität, Standhaftigkeit oder Nächstenliebe besitzen, die in der eigenen Gesellschaft nicht immer selbstverständlich sind. Hartmut Lutz (Stereotyp, 355) sieht Winnetou als einen Spiegel, in dem deutsche Bürger ihre Wünsche und Sehnsüchte wiedererkennen, die sie eskapistisch in ferne Räume und Zeiten verlegen. Karl Mays Mischung aus Fluchtphantasien und bürgerlichen Wertvorstellungen ist für ihn der eigentliche Schlüssel zu seiner Massenwirksamkeit.

Der dramatische Höhepunkt dieser Geschichten ist die Szene von Winnetous Tod, in der sich die ganze Tragik der Winnetou-Figur offenbart: Im Konflikt zwischen Indianern und Weißen kann er sich nicht eindeutig entscheiden und er stirbt als Ge-

Abb. 2. Das Winnetou-Klischee lebt weiter: Moderne Bühnendarstellung von Karl Mays beliebtester Heldenfigur als ethnisches Zwitterwesen im Plains-Outfit und martialischem Apache-Look. Kennzeichnend für deutsche Bühnenproduktionen dieser Art ist ihr Verharren in Klischeebildern und Handlungsmustern, die von Hollywood in den 50er und 60er Jahren vorgegeben wurden und nun in Endloswiederholungen auf unterstem Niveau dem deutschen Publikum vorgesetzt werden. Plakat der Freilichtspiele Bad Segeberg, 1996.

fangener zweier gegensätzlicher Welten. Dieser Tod wiederum symbolisiert das von Karl May in echter Sympathie wiederholt beklagte Ende des ›roten Mannes‹, das aus heutiger Sicht als Ende des ›freien‹ Indianerlebens und Beginn der Reservationszeit interpretiert werden kann.
Als Winnetou 1962 in Gestalt des Franzosen Pierre Brice seine Karriere als Filmstar begann, gesellten sich zu den literarischen Klischees Karl Mays die noch einprägsameren visuellen Klischees der Filmemacher, die sie zum Teil aus Hollywood übernommen hatten. Die Leinwandabenteuer Winnetous und Old Shatterhands machten Kasse, trugen jedoch noch weniger als Karl Mays Romane zum Verständnis der realen Situation der Indianer Nordamerikas bei.

(Schluß und Literatur- und Siglenverzeichnis folgen im nächsten Heft.)



›Allerlei‹ aus den ›Gesammelten Werken‹

Auf Seite 272 der Zeitschrift ›Frohe Stunden‹ finden wir in der Rubrik ›Allerlei‹ einen Text, der mit bemerkenswerten Änderungen in der Erzählung *Der Kys-Kaptschiji* (hier faksimiliert aus *Auf fremden Pfaden*, GR XXIII) wieder auftaucht. Interessant auch, da dieser Text einer der wenigen Texte Mays ist, wo er andere Völker ausdrücklich negativ bewertet:

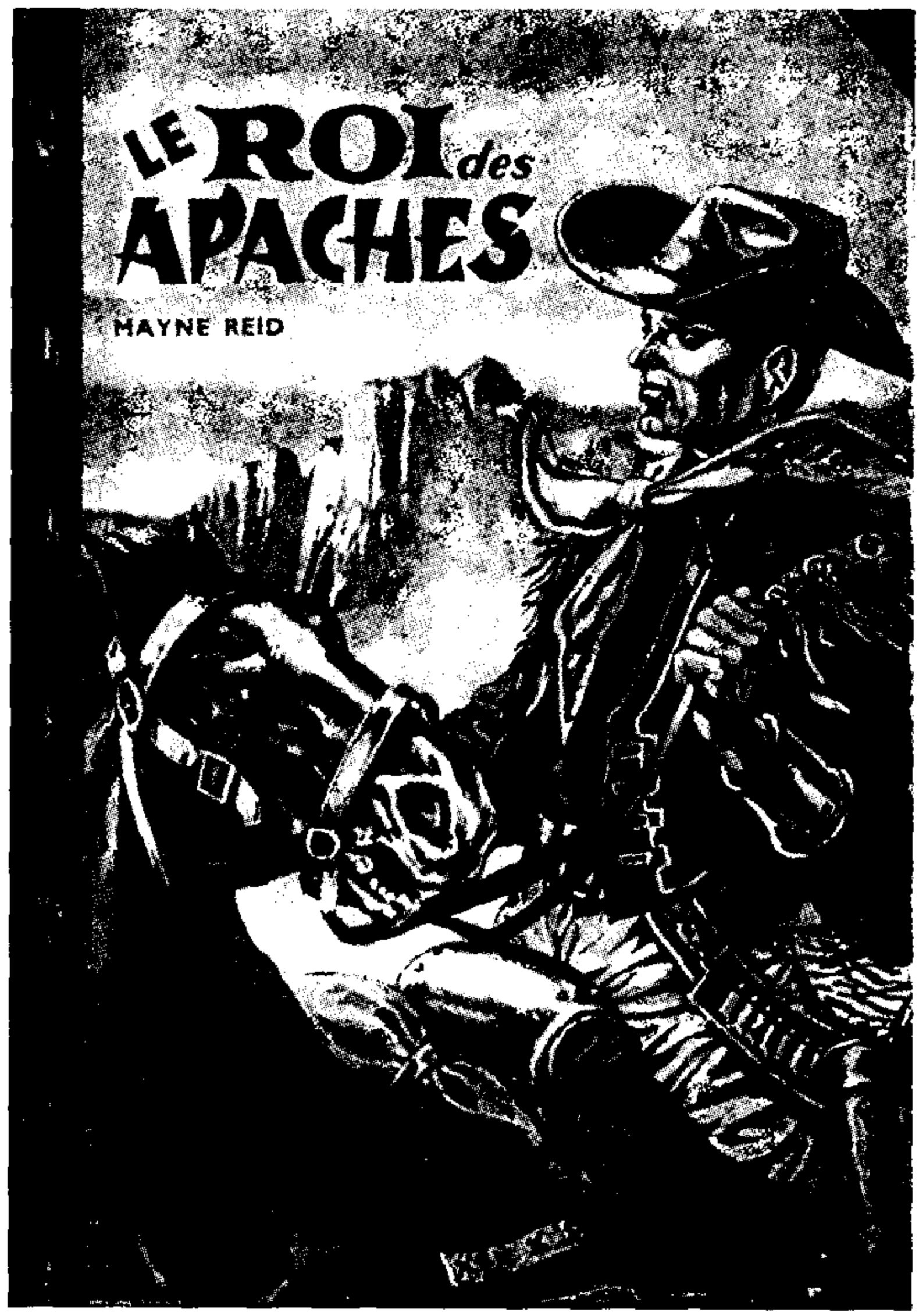
›Frohe Stunden‹, S. 272	*Auf fremden Pfaden*, S. 394
Ein orientalisches Sprichwort sagt: Die vereinigte Schlauheit von vier Türken ist erforderlich, um einen Franken zu betrügen, von fünf Franken, um einen Griechen zu übertölpeln, von sechs Griechen, um einen Juden zu prellen, von sieben Juden, um einen Armenier zu übervortheilen. Ein einziger Amerikaner aber genügt, um sie Alle blau anlaufen zu lassen.	Wenn dieser Mann nicht ein Armenier war, so gab es überhaupt keine Armenier! Ein Jude überlistet zehn Christen; ein Yankee betrügt fünfzig Juden; ein Armenier aber ist hundert Yankees über: so sagt man, und ich habe gefunden, daß dies zwar übertrieben ausgedrückt ist, aber doch auf Wahrheit beruht.

Bernhard Kosciuszko

Ulrich von Thüna

Karl May in Verkleidung

Dass Bücher von Karl May anonym erschienen sind, in Deutschland wie im Ausland, ist nichts Neues. Dass aber wenigstens ein Titel von May unter der Nennung eines sozusagen konkurrierenden Autors herausgebracht wurde, ist ein Kuriosum, das einige Zeilen verdient. In der umfangreichen Bibliographie eines vor einigen Jahren erschienenen Sammelbandes mit Erzählungen von Mayne Reid (›L'Ouest retrouvé‹, Paris 1993, Presses de la Cité, Collection ›Omnibus‹) liest man hinter dem Mayne-Reid-Titel ›Le roi des Apaches‹, das Buch sei wahrscheinlich von Karl May. Der Autor des Nachwortes mit Bibliographie antwortete freundlich auf eine entsprechende Anfrage, er habe das Buch leider in der Pariser Metro verloren und die National-Bibliothek besitze es auch nicht. Und ihm sei nur eine Notiz verblieben, dass eine holländische Ausgabe vorausgegangen sei. Aber wie so oft bei May hilft auch hier eine unvermutete Begegnung weiter. Kaum zwei Wochen später spaziert der Schreiber dieser Zeilen über den Flohmarkt in Straßburg und was sieht er: ›Le roi des Apaches‹ von Mayne Reid! Ein Blick in den mit einem kräftig bunten Titelbild ausgestatteten Band, es ist Karl Mays Text, und für sieben Mark ist er gekauft. Das Titelblatt vermeldet: „Mayne Reid, Le roi des Apaches, Editions Bel-Air, 30, rue Charles Baudelaire, Paris". Auf der Rückseite des Titelblattes heißt es: „Collection ›Chefs-d'œuvre‹, No. 7, Adaption de H. Barton, Illustrations de Zucca. Propriété littéraire et artistique réservée, Imprimé en France, Juillet 1964". Der Text reicht in 6 Kapiteln bis Seite 125 und dann schließen sich, in verlegerisch gänzlich unüblicher Weise, in weitergezählten Seiten noch fünf Seiten aus einem anderen Band der Serie der Meisterwerke an. Ein Verlagsverzeichnis informiert, dass in dieser Serie noch drei Titel von Dumas, je einer von Scott und Stevenson und zwei von einem F. A. Stone erschienen sind. Der Band enthält auf einge-



schalteten Tiefdrucktafeln acht eher simpel, im Stil des Leihbuchromans gezeichnete farbige Illustrationen, gezeichnet Peter, ohne Texteindruck. Das legt den Schluss nahe, dass die Bilder irgendwoher angekauft wurden und so ist es auch. Eine 1962 erschienene holländische Ausgabe enthält dieselben Bilder und diese sind wohl auch für sie fabriziert worden. Denn Peter, ob Vor- oder Nachname, ist im Französischen unüblich. Laut Brinkmans Buchkatalog, der niederländischen Nationalbibliographie, ist 1962 erschienen: Mayne Reid, De Koning van de Apachen, Naverteld voor de jeugd. Met ill. v. Zucca, Amsterdam, Standaard-Boekhandel, 122 Seiten (Titanen-reeks No. 7). Weil als Verfasser eben Mayne Reid genannt ist, erscheint deshalb diese Ausgabe auch nicht in der umfassenden Bibliographie holländischer May-Ausgaben von Diggelen/Steinmetz.

Leider gibt der Brinkman nicht an, wer der Adapteur ist. Der französische Verlag, dessen Ausgabe ja zwei Jahre später erschienen ist, wird wohl kaum gewusst haben, dass dieser Mayne Reid ein falscher ist. Da aber Mayne Reid in Frankreich immer noch bekannter ist als Karl May, wird ihm an der Wahrheit wenig gelegen gewesen sein.

Aber wie steht es denn mit dem Text? Nun, Fehsenfeld ist nicht zu erwarten. Aber was H. Barton verbrochen hat, ist ein erbarmungslos gekürzter *Winnetou I*, der bis zum Mord durch Santer reicht und mit dem Satz schließt, dass der Ich-Erzähler viele Jahre später Winnetou wiedergetroffen hat und dabei erfuhr, dass Winnetou seinen Vater und seine Schwester gerächt hat. Für die Sorgfalt der Bearbeitung spricht, dass schon in der ersten Zeile aus dem ›Greenhorn‹ ein ›Greenhom‹ geworden ist, und den Neologismus ›hom‹ übersetzt der Bearbeiter mit ›Pfote‹ ...

Axel Delorme

Ein neues ›Compendium‹ für Sammler niederländischer Karl-May-Ausgaben

Kürzlich ist an dieser Stelle die neu erschienene niederländische Karl-May-Bibliographie von J. C. Oosterbaan (1999) ausführlich besprochen worden (Seferens 1999). Sie ist auf so viel Interesse gestoßen, dass die Erstauflage von 600 Stück bald vergriffen war und nun schon eine Zweitauflage auf den Markt kommt. Oosterbaans detailreiches, prachtvoll illustriertes Buch erschließt sich allerdings vollständig nur dem des Niederländischen mächtigen Leser. Die deutschen Sammler niederländischer Karl-May-Ausgaben – ihre Zahl kann niemand abschätzen, aber sie dürfte jedenfalls nach Oosterbaans Veröffentlichung weiter zunehmen – werden im Regelfall Probleme mit dem Lesen des Textes haben und ihren Gewinn im Wesentlichen aus den tabellarischen Zusammenstellungen der verschiedenen Buchreihen und Editionen in Verbindung mit der vollständigen Wiedergabe der Einbandillustrationen und vieler Titelseiten ziehen.

Nun ist eine Veröffentlichung auf dem Markt, die zwar ebenfalls für niederländische Leser bestimmt ist, aber auch vom deutschen Sammler ohne Einschränkungen genutzt werden kann, da mangels längerer Textpassagen die Sprachbarriere keine Rolle mehr spielt. J. C. Oosterbaan hat zusammen mit seinem niederländischen Sammlerfreund F. C. Roest ein ›Karl May Verzamelaars Compendium‹ verfasst, das eine übersichtliche und handliche (Format DIN A5) Zusammenstellung aller bei Oosterbaan aufgeführten Karl-May-Ausgaben beinhaltet. Diese werden jeweils unter der (stark verkleinerten) farbigen Reproduktion des Buchdeckels nach Verlagen, Editionen und Auflagen geordnet aufgeführt, und zwar in der Reihenfolge der 20 Kapitel von Oosterbaans Buch. Sowohl letzteres als auch unter Karl-May-Sammlern kursierende vorläufige Versionen des ›Compendiums‹ haben dazu geführt, dass die Autoren zahlreiche Zusatzinformationen von dritter Seite erhielten, die sowohl in der 2. Auflage von ›Een Ketting van Boeken‹ als auch in der nun veröffentlichten Fassung des ›Compendiums‹ berücksichtigt wurden. In einem zusätzlichen Kapitel werden mehrere neu aufgefundene niederländische Karl-May-Ausgaben vorgestellt. Insgesamt sind auf 50 Seiten rd. 710 verschiedene niederländische Karl-May-Ausgaben aufgeführt!

In jeweils einer Zeile pro Ausgabe finden sich Angaben zu Titel, Seitenzahl, Erscheinungsjahr, Nummer des Deckelbildes und Übersetzer. Sind gleichartige Ausgaben mit unterschiedlichen Deckelbildern erschienen, oder identische Ausgaben in verschiedenen Verlagen, so sind die möglichen Varianten übersichtlich nebeneinander aufgeführt.

Ein eigens entwickeltes Kodierungssystem erlaubt die eindeutige Identifizierung der Bücher in ihren vielfältigen Varianten (Verlag, Reihe, Reihennummer, Auflage) mit einer achtstelligen Buchstaben- und Zahlenkombination.

Dem ›Compendium‹ liegt eine zwölfseitige Liste im gleichen Format bei, in der alle erfassten Ausgaben noch einmal nach Titeln in alphabetischer Reihenfolge und darunter wiederum nach Verlagen und ggfls. den verschiedenen Ausgaben des

betreffenden Verlages geordnet untereinander stehen. Zusätzlich werden – soweit möglich – die von van Diggelen/Steinmetz (1990) in ihrer holländischen Karl-May-Bibliographie verwendeten Ordnungsnummern angegeben. Mehrere Titel sind mit jeweils über 20 Ausgaben vertreten. Vom *Schat in het Zilvermeer* gibt es sogar 28 verschiedene Versionen!

Damit bekommt der Sammler eine Unterlage an die Hand, in der er seinen Bestand markieren kann, so dass sich die verbleibenden Lücken auf einen Blick auftun.

Wer einmal das Gedränge auf einem der in den Niederlanden sehr populären Buchmärkte erlebt hat, kann sich vorstellen, welche Erleichterung das ›Compendium‹ für den Sammler bringt, der sich schnell Gewissheit verschaffen will, ob er eine angebotene Karl-May-Ausgabe schon besitzt oder nicht. Wer hat das bei dieser Vielzahl an Kombinationen aus Titeln, Verlagen, Deckelbildern und Auflagen schon im Kopf?

Da Oosterbaan in seine Bibliographie die vielen stark verkürzten und sonstwie veränderten Karl-May-Ausgaben, so auch die zahlreichen Karl-May-Comics, nicht aufgenommen hat, finden diese konsequenterweise im ›Compendium‹ keine Berücksichtigung. Nun haben aber auch diese weniger authentischen Ausgaben ihre Liebhaber- und Sammlergemeinde. Frits C. Roest hat es daher übernommen, für diesen Teil der niederländischen KM-Editionen eine ›Overzicht van verkorte Nederlandstalige Karl May uitgaven en stripverhalen‹ zu verfassen, die in der Aufmachung dem ›Compendium‹ gleicht und mit diesem zusammen benutzt werden kann. In der aktuellen Arbeitsfassung finden sich auf gegenwärtig 21 Seiten die Karl-May-Ausgaben der Verlage Deltas (Harderwijk), Ameta (Antwerpen), Reinaert (Brüssel), Keizer (Dronten), Jeugdland/Jongland (Heemstede), Wonderland (Haarlem), Donat Nederland (Dronten), GEKA (Alphen a.d.R.), Casterman, Hemma, Troukens, Borgerhout (Belgien), Kolff, Zuidnederland (Aartselaar/Harderwijk), Standaard (Amsterdam), Rijnstroom (Den Haag), die anonym erschienenen ›Omnibusse‹ mit jeweils drei Erzählungen in einem Band sowie die Karl-May-Comics der Verlage Bell Studio, Fix en Fox (Leiden), Metropolis, Vandersteen/Standaard (Antwerpen/Amsterdam), De Spaarnestad (Haarlem), Amsterdam Boek (Amsterdam), Het Laatste Nieuws (Brüssel) und Oberon (Haarlem).

Die ›Overzicht‹ liegt noch nicht gedruckt vor. Ihre Ausgabe soll vom Erfolg des ›Compendiums‹ abhängig gemacht werden. Der Autor Frits Roest ist allerdings im Einzelfall gern bereit, an einer Zusammenarbeit interessierten Sammlern seine aktuelle Computerfassung zur Verfügung zu stellen.

S. 52: Beispielseite aus dem von F. C. Roest und J. C. Osterbaan verfaßten ›Karl May Verzamelaars Compendium‹.

Uitgeverij A.G. Schoonderbeek, Laren: 29-delige serie, 1919 - 1945
Rugtitels bij KK 33 eerst verticaal (V), daarna horizontaal (H).

KK 32

KK 33

KK 34

KK 35

Codering AS2-0101 e.v. (KK32), AS3-0202 e.v. (KK33), AS4-0503 e.v. (KK35), AS5-1301 (KK34)

Nr	Titel	Pag.	Jaar	KK 32	KK 33 [1]		KK 35	Details
1	De Slavenjagers van den Nijl	355	1919	X				
2	In het Land van den Mahdi	338	1920	X	X	H		
3	De Heerscher van het Eiland	326	1922	X	X	H		
4	De Jacht op den Paardendief	192	1920	X	X	H		
5	Het Goud van Winnetou	344	1920		X	V H	X	1e dr. rug halve cirkels
6	De Pimpelpaarse Methusalem	309	1920	X				
7	Aan den Rio de la Plata	396	1920		X	V H		
8	De Rotsvesting i/den Gran Chaco	336	1920		X	V H		
9	De Blinde uit de Woestijn	261	1921	X	X	H		
10	N/h land v.d. Zilveren Leeuw	362	1921	X?	X	V H		
11	De Smokkelaars van den Tigris	372	1921	X	X	H	X	
12	Winnetou en de Zeerovers	285	1921		X	V H	X	
13	Het Spook der Ruïne	351	1924					Alleen KK 34
14	De Verdwenen Krijgskas	345	1924		X	H	X	
15	Het Hart van den Spion	308	1925		X	H	X	
16	In de Gewelven van Ortry	356	1925		X	H	X	
17	De Vrijscharen van Richemonte	329	1925		X	H	X	
18	Matavase de Vorst der Rotsen	389	1925		X	H	X	
19	Het Roofschip van Landola	354	1926		X	H	X	
20	De Hacienda del Erina	309	1927		X	H	X	
21	De Slaaf van Harar	298	1928		X	H	X	
22	De Schrik der Savanne	328	1928		X	H	X	
23	Met Cortejo in de Prairie	332	1929		X	H	X	
24	De Gevangenen van Santa Jaga	453	1929		X	H	X	
25	De Wraak van den Khedive	346	1932		X	H	X	
26	De Schat van den Maharadja	316	1932		X	H	X	
27	Aan den Stillen Oceaan	345	1932		X	H	X	
28	Het Tooverwater	300	1932		X	H	X	
29	Een Soldaat van het Groote Leger	232	1936				X	

[1] V = verticale rugtekst, H = horizontale rugtekst

Oosterbaan und Roest haben viel Mühe (und sicher beträchtliche Kosten) aufgewendet, um den Karl-May-Freunden in unserem Nachbarland eine überaus hilfreiche Unterlage zur Ausübung ihres Hobbys an die Hand zu geben. Sie tragen damit dem Umstand Rechnung, dass in den Niederlanden einerseits bis in die jüngste Zeit die größte Vielfalt an Karl-May-Ausgaben außerhalb des deutschen Sprachraumes herrscht und andererseits wohl auch die größte nichtdeutschsprachige Sammlergemeinde aktiv ist.
Wer unter den deutschen Karl-May-Freunden durch Oosterbaans Bibliographie zum Sammeln niederländischer Karl-May-Ausgaben angeregt worden ist, wer schon zuvor Liebhaber dieses Sammelgebietes war oder sich erst jetzt dafür interessiert: ihm oder ihr werden mit dem ›Compendium‹ und zu gegebener Zeit auch mit der ›Overzicht‹ Sammelhilfen angeboten, die er/sie sich nicht entgehen lassen sollte.

Deutsche Interessenten können das ›Compendium‹ bei Frits C. Roest, Selterskampweg 28, NL-6721 AT Bennekom für 30,- DM (einschl. Porto) beziehen.

Schrifttum

Van Diggelen, Maarten und Hans-Dieter Steinmetz (1990): Die holländischen Karl-May-Ausgaben. Sonderheft der KMG 87.

Oosterbaan, J. C. (1999): Een Ketting van Boeken. Handleiding voor Karl May boeken verzamelaars, met bibliografische karakter. Van Velzen, Krabbendijke. 272 S.

Seferens, Gregor (2000): Auch eine Art Wilder Westen (I). Zu den Übersetzungen der Werke Karl Mays ins Niederländische. M-KMG Nr. 123.

Wolfgang Hermesmeier / Stefan Schmatz

Jack Hildreth on the Nile

Diese Seite wurde auf Wunsch der Autoren unkenntlich gemacht

Diese Seite wurde auf Wunsch der Autoren unkenntlich gemacht

Diese Seite wurde auf Wunsch der Autoren unkenntlich gemacht

Diese Seite wurde auf Wunsch der Autoren entfernt.

Diese Seite
wurde auf Wunsch
der Autoren
unkenntlich gemacht

Diese Seite wurde auf Wunsch der Autoren unkenntlich gemacht

Ulrich von Thüna

Wer war Marion Ames Taggart?

Der durchaus verzeihliche Irrtum Walther Ilmers, Marion Ames Taggart, Übersetzerin und Bearbeiterin der drei frühen in den USA erschienenen englischen May-Ausgaben[1], sei ein Mann wegen ihres scheinbar männlichen Vornamens, ist in der Zwischenzeit schon korrigiert. Die üblichen Nachschlagewerke erwähnen sie gar nicht oder geben nur eine Auflistung ihrer Werke. An eher entlegener Stelle, in dem 1948 in Newark erschienenen Werk ›Catholic Authors‹, herausgegeben von Matthew Hoehn, erfahren wir, dass sie Einzelkind war, eine fragile Gesundheit hatte und deshalb zu Hause erzogen wurde. Ein wenig unklar ist ihr Geburtsdatum. Die meisten Nachschlagewerke, auch das Lexikon von Hoehn, geben 1860 als Geburtsjahr an. ›Who's who in 1908–09‹ zu Folge ist sie am 07.05.1866 in Haverhill (Massachusetts) geboren worden. Die Kongressbibliothek hat im amerikanischen Gesamtkatalog dieses Datum 1866 übernommen. Marion Ames Taggart starb am 19.01.1945 in Harrisburg (Pennsylvania).

Weil damals deutsch im gehobenen Bürgertum als bedeutende Kultur- und Wissenschaftssprache hoch angesehen war, lernte sie auch deutsch. Mit 14 Jahren konvertierte sie zum katholischen Glauben, weil der Protestantismus sie abstieß. Sie wuchs in Boston auf und litt offenbar unter prekären pekuniären Verhältnissen. Ihr Vater starb früh. So musste sie ihre Mutter und sich selbst mit Handarbeiten und Schriftstellerei durchbringen. Sie folgte damit dem Mythos von ›Little Women‹, jener erbaulichen Mädchen-Geschichte von Louisa May Alcott, die bis heute in Amerika ein klassisches Kinderbuch geblieben ist.

Seit 1882 schrieb Taggart insgesamt etwa 40 Bücher für Mädchen und Erwachsene, meist für angesehene Verlage. Ihr bekanntestes Werk ist ›Loyal Blue and Royal Scarlet‹ aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Was uns nun an Marion Ames Taggart interessiert, ist in der kurzen Biographie aus ›Catholic Authors‹ nur lakonisch vermerkt: "She also translated German adventure stories".

---

1 Vgl. dazu auch den vorstehenden Beitrag von Wolfgang Hermesmeier und Stefan Schmatz.

Eine Karl-May-Geschichte in der ›Gartenlaube‹

In der ›Gartenlaube‹ Nr. 32 von 1932 erschien eine ›Erinnerung von Ernst Klippel‹ mit dem vielversprechenden Titel ›Karl May und Ernst Keil‹. Dieser Text wurde bereits einmal wiederveröffentlicht, und zwar durch Alfred Schneider als Abschrift in den ›Mitteilungen der Arbeitsgemeinschaft Karl-May-Biographie‹ Nr. 13 (September 1966). Nunmehr wurde uns eine Kopie des Originals aus dem Mitgliederkreis zugänglich gemacht, die wir im folgenden wiedergeben.
Auch wenn die in dieser ›Erinnerung‹ beschriebene Begegnung mit Karl May 1899 in Kairo nicht auszuschließen ist, so ist es doch naheliegend, sie in das Reich der Fiktion zu verweisen. Auch Ekkehard Bartsch teilt diese Auffassung: „Aber den Wortlaut des Gesprächs halte ich für frei erfunden, denn er ist wörtlich oder fast wörtlich *Mein Leben und Streben* entnommen, und es ist höchst unwahrscheinlich, daß Karl Mays damals die gleichen Formulierungen gebraucht hat wie 10 Jahre später in der Autobiographie. Wäre der Artikel vor *Mein Leben und Streben* erschienen, dann ließe sich eher darüber diskutieren.“[1]
Möglicherweise war die Erwähnung des Gründers der ›Gartenlaube‹ Ernst Keil in *Mein Leben und Streben* Anlaß für Klippel, um diese Beziehung herum eine Geschichte zu erfinden. May gibt bekanntlich an, er habe als sechzehnjähriger Proseminarist eine Indianergeschichte verfaßt und der berühmten Zeitschrift eingesandt:

> *Ich schickte das Manuskript ein. Als sich eine ganze Woche lang nichts hierauf ereignete, bat ich um Antwort. Es kam keine. Darum schrieb ich nach weiteren vierzehn Tagen in einem strengeren Tone, und nach weiteren zwei Wochen verlangte ich mein Manuskript zurück, um es an eine andere Redaktion zu senden. Es kam. Dazu ein Brief von Ernst Keil selbst geschrieben, vier große Quartseiten lang. Ich war fern davon, dies so zu schätzen, wie es zu schätzen war. Er kanzelte mich zunächst ganz tüchtig herunter, so daß ich mich wirklich aufrichtig schämte, denn er zählte mir höchst gewissenhaft alle Missetaten auf, die ich, natürlich ohne es zu ahnen, in der Erzählung begangen hatte. Gegen den Schluß milderten sich die Vorwürfe, und am Ende reichte er mir, dem dummen Jungen, vergnügt die Hand und sagte mir, daß er nicht übermäßig entsetzt sein werde, wenn sich nach vier oder fünf Jahren wieder eine Indianergeschichte von mir bei ihm einstellen sollte.* (LuS, S. 99f.)

Trotz Mays detailreicher Darstellung stellt Hainer Plaul sachlich fest, daß „dokumentarisch gesicherte Belege für die hier erwähnte Manuskripteinsendung [...] bisher nicht bekannt geworden“ sind.[2] Vielleicht also fabulierte hier bereits der alte May drauf los, und Ernst Klippel tut es ihm noch einmal gleich. Nichtsdestoweniger stellt die fiktive Anekdote von Mays Orientreise ein lesenswertes Wirkungszeugnis dar – schließlich fand May wenigstens auf diesem Wege doch noch Eingang in die ›Gartenlaube‹, in der zu seinen Lebzeiten keine seiner Erzählungen erschien – *die Verhältnisse gestatteten es nicht* schreibt er bedauernd dazu in seiner Autobiographie (LuS, S. 100).

Joachim Biermann

---

1 Brief von Ekkehard Bartsch an den Autor vom 4.4.2000.
2 LuS, S. 366*, Anm. 93.

Karl May und Ernst Keil

Eine Erinnerung von Ernst Klippel

Herr Wilhelm Boehr verzapfte das beste Münchner Bier in Kairo. An einem Abend in Aprilmitte 1899 saßen wir um den runden Tisch im Winkel, als ein Fremder zögernd, doch selbstbewußt das Gastzimmer betrat. Schnell vergewisserte sich der wunderliche Wirt durch einen prüfenden Blick, ob er es wert sei, sich zu bemühen, dann erhob er sich schnell, ging dem Fremdling entgegen und führte ihn zu uns.

„Karl May", rief dieser, sich leicht verbeugend, aus.

Jetzt war es an uns, den bekannten Reiseschriftsteller zu begrüßen und nach seinem Woher und Wohin zu befragen.

„Ich komme aus Deutschland und gedenke zunächst nach Syrien zu gehen!"

„Sie kommen etwas spät in der Jahreszeit, geraten in die größte Hitze!"

„Das schadet mir nichts; ich bin an ärgere Widerwärtigkeiten gewöhnt. Ein Lieblingskind der Not, habe ich mich aus tiefstem Abgrunde emporgearbeitet. In meinem Berufe bin ich glücklich und, wie Sie wissen, erfolgreich, habe ein friedliches Heim, meinen unerschütterlichen Glauben an Gott und an die Menschheit . . ."

„Was brachte Sie denn auf den Gedanken, solch abenteuerliche Erzählungen zu schreiben, Herr Karl May?" fragte einer.

„Vieles Lesen in frühester Jugend: Märchen, Kräuterbücher, Bilderbibel, Erdkunde, Räubergeschichten; viel Schund dabei. Als ich aber dann den ‚Faust' gelesen, da war mein Wunschtraum, zu studieren und Dichter zu werden. Mein Vater war Hausweber; die furchtbare Armut meiner Eltern gestattete kein

akademisches Studium, ich kam aufs Lehrerseminar und schriftstellerte. Im Jahre 1858, als sechzehnjähriger Seminarist, schrieb ich meine erste Indianergeschichte und schickte sie der ‚Gartenlaube'. Allzu ungeduldig, erbat ich nach einer Woche Bescheid. Ich wartete noch zwei Wochen und verlangte in heftigem Tone meine Handschrift zurück. Endlich kam sie, dazu ein Brief, vier Quartseiten lang, von Ernst Keil selbst geschrieben. Zunächst kanzelte er mich gehörig herunter, dann zählte er mir alle Missetaten auf, die ich in meiner Arbeit begangen hatte, und zuletzt sagte er, daß er nicht übermäßig entsetzt sein würde, wenn sich nach vier oder fünf Jahren wieder eine Indianergeschichte von mir bei ihm einfinden sollte. Und das nannte ich meinen ersten Erfolg, weil er von der damals schon berühmten ‚Gartenlaube' kam. Ich schrieb dann Humoresken und heimatliche, also erzgebirgische Dorfgeschichten, für die ich leicht Verleger fand."

„Und dann schrieben Sie über den Orient, den Sie aus eigener Anschauung nicht kannten."

„Das hole ich jetzt nach, wie sie sehen!"

„Wie kamen Sie überhaupt auf den Orient?"

„Die Undankbarkeit des Abendlandes gegenüber dem Morgenland, dem es doch seine Kultur verdankt, machte mir schwere Gedanken . . ."

Am nächsten Nachmittag holte ich Karl May vom Gasthause „Bavaria" zu einem Spaziergange ab. — „Mein erster Gang war heute zum deutschen Buchhändler Marschner, um Ansichtskarten zu holen", sagte er, auf die an deutsche Fürstlichkeiten gerichteten Karten deutend. Er ging dann im Zimmer auf und ab; es schien, als ob ihn innerlich etwas stark bewegte. Als ich nach einer Weile zum Abmarsch drängte, murmelte er Unverständliches über seine rechte Schulter. „Mit wem sprechen Sie?" — „Ich befrage meinen Geist!" — „Ob wir gehen sollen?" — „Ja!" — „Sind Sie Spiritist?" — „Ich habe Ahnungen; Ahnungen sind innere Stimmen, auf die ich immer achte." — Dann aber schweiften wir durch die nahen Eingeborenengassen Kairos; gedankenverloren bewegte sich Karl May in einer anderen Welt, in der Welt seiner Lichtgestalten.

Die Fundstelle (2)

notiert von Erwin Müller

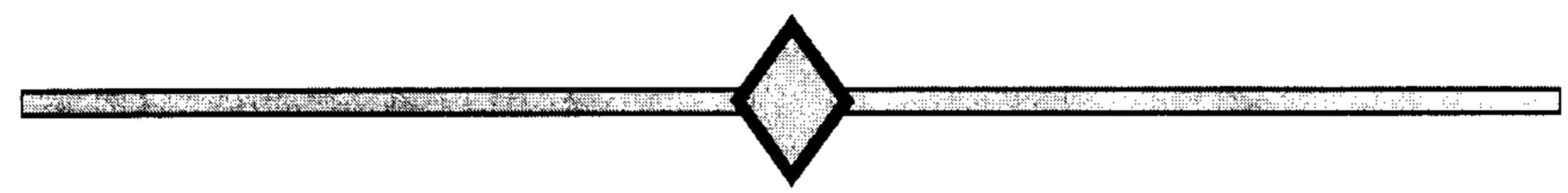
Als erste Publikation der Pan-Presse erschienen 1909 im Verlag Paul Cassirer (Berlin) die fünf Lederstrumpf-Erzählungen von James Fenimore Cooper mit Illustrationen nach 312 Original-Lithographien des Malers und Graphikers Max Slevogt (1868–1932), die zu den großartigsten und wichtigsten Werken der neuzeitlichen deutschen Buchkunst gehören. Auch für den Roman ›Der Waldläufer‹ von Gabriel Ferry (Propyläen-Verlag, Berlin 1921) schuf Slevogt 66 Steinzeichnungen. In einem Ausstellungskatalog geht Berthold Roland, Direktor des Landesmuseums Mainz und von Schloß ›Villa Ludwigshöhe‹ (mit Max-Slevogt-Galerie) in Edenkoben/Pfalz, auch auf die Beziehungen von Max Slevogt zu Karl May ein:

> „Es ist bekannt, daß er schon in frühester Jugend eine große Liebe zu Indianergeschichten hatte. So kann es kaum verwundern, daß er einen besonderen Bezug zu Karl May gewann, ja persönliche Verbindungen anknüpfte. H.-J. Imiela vermutet, daß der Künstler mit seinem Freund Karl Voll den Schriftsteller in Dresden-Radebeul aufsuchte. Schon um 1900 sind Zeichnungen nach Szenen in Werken Karl Mays entstanden. Die von W. Weber angeschnittene Frage, ob Slevogt im ehem. Weingut Seyler/Deidesheim, heute Motzenbecker, Karl May getroffen hat, kann bislang nicht beantwortet werden. Eine Steintafel erinnert daran, daß Karl May öfters in diesem Hause am südlichen Rand von Deidesheim gewesen ist.“

Quelle: Max Slevogt. Illustrationen zu James Fenimore Cooper [sic!] Lederstrumpf-Erzählungen. Reihe Slevogt-Graphik, Band 1. Hrsg. von Berthold Roland. Edenkoben 1984, Neuauflage 1992.

Seite 26 des Lederstrumpf-Bandes. Erste Erzählung ›Der Wildtöter‹: Wildtöter vor der Folterung (32,5 x 25 cm), im obengenannten Band S. 39.

Seite 86 des Lederstrumpf-Bandes. Erste Erzählung ›Der Wildtöter‹: Englische Truppen nahen (16,2 x 23 cm), im oben genannten Band S. 12 (unpag.).



Sofie von Stieben oder Sophie von Stieber?

Willi Olbrich zitiert in seinen interessanten Ausführungen in den M-KMG Nr. 125/ 2000, S. 22, aus dem Nachwort des KMV-Bandes ›Auf der See gefangen‹ Karl Mays Antwort an eine Österreicherin. Leider ist dem KMV ein Fehler unterlaufen. Die werte Frau hieß Sophie von Stieber und nicht Sofie von Stieben.
In Wollschlägers ›Karl May. Grundriß eines gebrochenen Lebens‹ lautet es noch richtig „Sophie von Stieber". Im KMV-Reprint ›Winnetou's Tod‹, der erstmals den Text als Faksimile brachte, machte Roland Schmid daraus eine „Sofie von Stieber". Dieser Reprint lag wohl auch für den Band ›Auf der See gefangen‹ zugrunde, da die Originalkarte nicht mehr zugänglich ist. Leider hat sich wohl ein Lese- oder Setzerfehler eingeschlichten –: bedauerlich.

Volker Griese

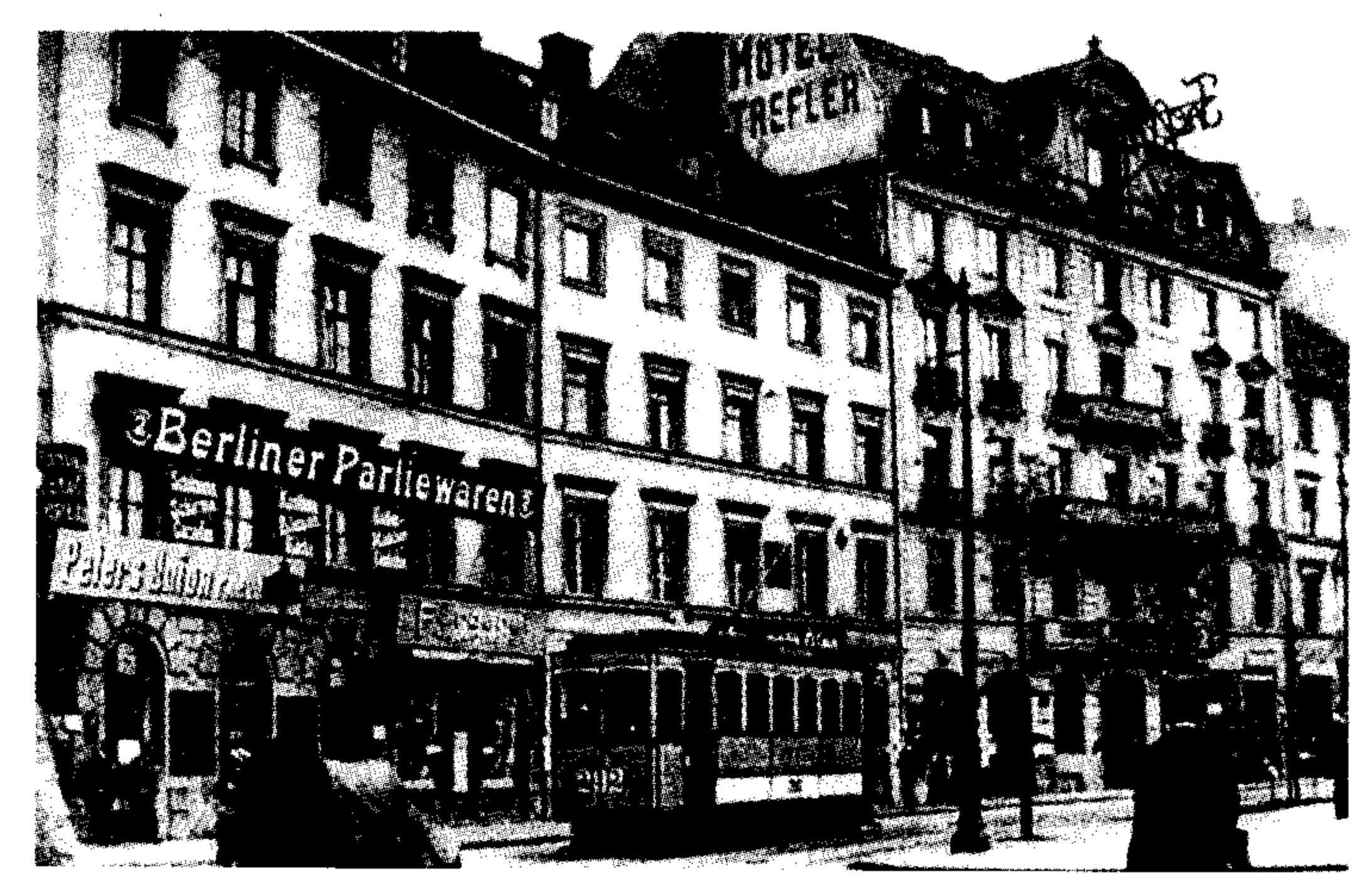
Wilhelm Brauneder

Zum Foto des Hotels Trefler

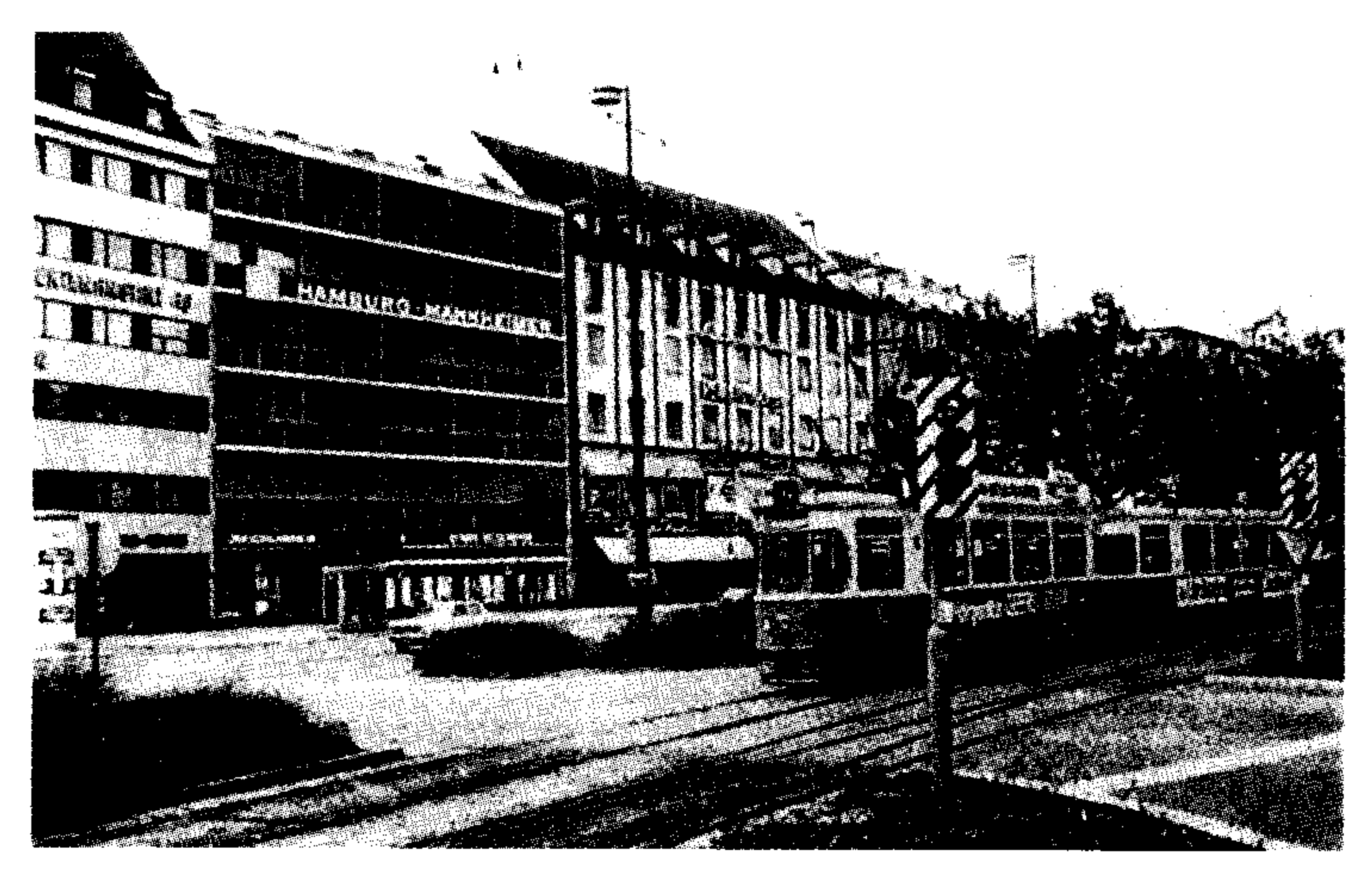
In M-KMG 124/Juni 2000, S. 14f. hat Herbert Wieser sich mit Mays Aufenthalt im Hotel Trefler zu München im Juli 1897 beschäftigt, und zwar anhand einer weiteren Quelle, nämlich eines Fotos. Dieses zeigt einen Straßenbahnwagen vor dem genannten Hotel – übrigens im linken, unteren Eck auch ein Kinderwagen – sowie ein kleines Stück Straße. Wieser folgert daraus: Es zeige das Foto, „wie schmal die Sonnenstraße damals noch war und wie knapp die Straßenbahn an der Häuserfront vorbeifuhr". Tatsächlich vermag das Foto zu belegen, daß es bei einer Menschenansammlung vor dem Hotel Trefler zu einer Verkehrsstockung, welche gerade die Straßenbahn behindert, kommen konnte. Aber was die Sonnenstraße ›damals‹ wirklich ›schmal‹?

Das in Rede stehende Foto hat Wieser dem Buch von Reindl/Stiletto, ›Bilder von der Münchner Trambahn‹, Schweinfurt 1999, entnommen. Eisenbahnfreunden ist dieses Foto aber schon wesentlich länger bekannt. Es findet sich etwa in ›Straßenbahn international‹ 1976/3, S. 15. Unter anderem lesen wir im Bildtext: Das Foto stamme „aus dem Jahre 1906. Der Triebwagen 292 auf der Linie 2 (Ringlinie) steht in der Haltestelle Landwehrstraße". Über die tatsächliche Breite der Sonnenstraße informiert ein Vergleichsbild – nämlich das hier wiedergegebene – mit insbesondere folgendem Text: Dieses Foto wurde 1976 „aufgenommen und zeigt dieselbe Stelle wie das (ältere) Bild. Hier hat sich in 70 Jahren praktisch nichts geändert [...] Triebwagen 2524 und Beiwagen 3535 auf der Linie 12 (Harthof-Sendlingertorplatz)". Aber es ist nicht die Sonnenstraße breiter geworden, der Abstand zwischen den Häuserfronten bleibt unverändert, sie war also ›damals‹, zu Mays Zeiten keinesfalls ›schmal‹, sondern gab sich so wie auch heute noch. Allerdings werden die Straßenbahngleise in die Mitte auf einen eigenen Gleiskörper der – stets breiten – Sonnenstraße verlegt, was unser Bild zeigt und auch dem heutigen Zustand entspricht.

Diese Korrektur der Schlußfolgerung von Wieser tut ihrem Kerngehalt keinerlei Abbruch: Das Foto belegt nämlich die Richtigkeit von Mays Bericht an Seyler in Deidesheim, daß bei einer Menschenansammlung vor seinem Hotel *die Tramway nicht durch konnte*. Nur waren eben damals zufolge der Randlage der Straßenbahngleise dicht vor dem Hotel weniger Leute zu einer Blockade erforderlich als es späterhin oder heute bei der Mittellage des Gleiskörpers der Fall wäre. Gerade das von Wieser mitgeteilte Foto bestätigt also, daß es sich bei der Verkehrsstockung, so seine Annahme, um keine ›May'sche Legende‹ handelt. Die weitere Bemerkung, daß es hinsichtlich dieser Menschenansammlung, so May an Seyler, *keine andere Hülfe gab, als sie per Wasserschlauch auseinander zu spritzen*, rückt das Foto ebenfalls in den Bereich der Wahrscheinlichkeit und muß gleichfalls nicht ›May'sche Legende‹ sein.



Aufnahme von 1906 (aus: Straßenbahn international 1976/3, S. 15)



Aufnahme Mitte der 1970er Jahre (aus ebd.)

Neues um Karl May

„»Schon wieder Neues?« – »Wieder Neues!« – »Was?«“
›Abdahn Effendi‹ (KMV Bd. 81), S. 333

May-Ausgaben. Im September 2000 erschien Band 81 ›Abdahn Effendi‹ der Edition des Karl-May-Verlags Bamberg/Radebeul. Das von Lothar und Bernhard Schmid herausgegebene Sammelwerk mit Texten aus Mays Alterswerk umfaßt die Altersnovellen ›Abdahn Effendi‹, ›Merhameh‹, ›Schamah‹, ›Eine Weihnachtsfeier in Damaskus‹, das Gleichnismärchen ›Der Zauberteppich‹, erstmals publiziert die Urfassung des 2. Akts von ›Babel und Bibel‹ mit zum Themenkreis gehörigen anderen Texten, die aus ›Lichte Höhen‹ bekannten ›Wege zum Gipfel‹ und ›Briefe über Kunst‹, Danksagungen, das ›Glaubensbekenntnis‹, den Augsburger Vortrag und einige Kurztexte, darunter zwei völlige ›Neuheiten‹: ›Reise nach Egypten‹ und ›Gleichnis von den Zeitun Beduinen‹. Auch die ›Pilgerreise in das Morgenland‹ hat endlich einen würdigen Rahmen gefunden. Den Herausgebern gebührt Respekt für diese gelungene Neusammlung, Ekkehard Bartsch für sein geschliffenes Vorwort und Chr. F. Lorenz für seine erläuternden Texte.

Presse. ›Durch die Bleiwüste – Der Untote: Karl May bringt jedes Jahr ein Buch heraus‹. Autor Harald Martenstein mutmaßt, der KMV wäre mit den Bandnummern durcheinandergeraten! Recht naiv für einen Journalisten des renommierten ›Tagesspiegel‹ (Berlin), 20.9.00; der Aufsatz ist auch aus dem Internet abrufbar. • ›Das Waldröschen‹ erscheint sonnabends auf den Internet-Seiten der KM-Stiftung. Zeitung zum Sonntag 2.4.00.

Bücher über Karl May. Kühne/Lorenz, ›Karl May und die Musik‹: Rezensionen in Harburger Anz. u. Nachr. 22.12.99; Dresdner Morgenpost 1.9.99; Freie Presse (H.-E.) 9.10.99; Fränkischer Tag (Bamberg) 20.11.99; Das Magazin (Berlin) 12/99; Buch aktuell (Winter 99); Wochenblatt (Hamburg) 3.11.99; Sächs. Ztg. 11.6./11.12./22.12.99/5.1.00; Oldenburgische Volksztg. 17.12. 99; Lübecker Nachr. 23.9.99/1.6.00; jpc-Courier (Georgsmarienhütte) 1/00; Münsterländ. Tagesztg. 17.12.99; Leipziger Volksztg. 18.2.00; Dresdner Neueste Nachr. 18.2.00; Münstersche Ztg. 20.12.99; Oberhessische Presse (Marburg) 20.12.99; Benediktinische Monatszeitschrift (Einsiedeln/Schweiz) Jan. 00; Die Welt (Hamburg) 26.1.00; Amberger Ztg. 13.3.00; Fuldaer Ztg. 13.5.00; Dithmarscher Landesztg. 28.6.00; Holsteinischer Courier 28.6.00; Das Orchester (Mainz) 6/00; FAZ 19.5. 00; Nordelbische Kirchenztg. 16.7.00; Kultur Juli 00; Der Tagesspiegel (Berlin) 30.1.00; Wandsbek informativ (Hamburg-W.) 6/00; M. Musik zum Lesen (Wernau) 9/00. • Hinweise auf diese und 11 andere Publikationen des KMV der letzten Zeit in Werbeseiten von Mail Order Kaiser (Sept. 00) und Transgalaxis (Katalog 133, Sommer 00). • Th. Jeier, ›Auf Winnetous Spuren‹ (KMV): Karl May & Co 81/Aug. 00; BuchJournal 2/00. • Michael Petzel, ›Das große Karl-May-Lexikon‹ Freie Presse (Zwickau) 19.5.00; Karl May & Co 81/Aug. 00.

Presse. ›Im Sinne Karl Mays‹ (Karl May & Co 81/Aug. 00) über May-Nachahmer wie Kandolf, Theil, Nscho-Tschi, Chudoba, Marheinecke, Legère, Jeier, Kastner. Über das gleiche Thema: Nürnberger Ztg. 23.9.00; Neue Rheinztg. 21.9.0U. • ›Winnetou im Waschsalon‹, Die Welt 26.8.00, ganzseitig. • ›Auf den Spuren des Maysters in der Sächsischen Schweiz‹, Manfred Gärtner in Karl May & Co 80/Juli 00. Dort auch: ›Bildpostkarten von 1898‹. • H.-D. Steinmetz (›Kreuzschule‹) auch in ›Karl May in Leipzig‹, März 00. • ›Winnetou, Old Shatterhand und andere Neurosen‹ in GEO Epoche 4/Okt. 00. • ›Karl May im Comic‹: Karl May & Co 80/Juli 00; in Nr. 81/Aug. 00: KM-Quiz • Internet, Homepage

der Karl-May-Stiftung: ›hungersnot‹ 2.10.00: Ralf Harder, Harald Mischnick: ›Die Hungersnot der 1840er Jahre und ihre Auswirkungen am Beispiel Karl May‹. • ›Karl-May-Offensive – Die USA entdecken den Abenteuerschriftsteller‹ Die Rheinpfalz 19.9.00.

AUSSTELLUNG. ›Von Angesicht zu Angesicht‹, Städt. Museum Leverkusen Schloß Morsbroich, 30.9.01–7.1.01, ausgestellt: Sascha Schneider: ›Triumph der Finsternis‹ (1896). (Katalog: DM 48.-).

MUSEEN. **KM-Haus Hohenstein-Ernstthal:** ›Amerikanische Doktorarbeit widmet sich Karl May‹, Freie Presse (Chemnitz) 20.4.00; Sonderausstellung ›Billy Jenkins‹: Karl May & Co 80/Juli 00. • **Radebeul:** Sächs. Ztg. 27.7.00; Chemnitzer Morgenpost 25.7.00 (textgleich in Dresdner Morgenpost 25.7.00); Sächs. Ztg. 22.6.00.

HÖRFUNK. Karl Mays ›Ave Maria‹, gemischter Chor unter H. Rilling im Sonntags-Konzert von SWR 4 am 20.8. und 3.10.00. • Erwähnung in Ö I am 3.9.00: ›Menschenbilder‹

VERANSTALTUNGEN. 2. Österreichisches KM-Treffen, 14.–16.4.00 in Großenzersdorf bei Wien. Christine Hünseler auf 3 bzw. 6 S. in Karl May & Co 80/Juli 00. • KM Festtage in Radebeul, 3./4.6.00: Karl May & Co 81/Aug. 00; Frankfurter Rundschau 5.6.00; SAX 6/00.

BÜHNEN. **Bad Segeberg:** Der Marterpfahl (Frühjahr 00); Karl May & Co 81/Aug. 00 (2 Berichte); Saarbrücker Ztg. 26.6.00; Hamburger Morgenpost 27.6.00; Hamburger Abendblatt 26.6./4.9.00; Stern 39/00; Märkische Allgem. 4.7.00; OTZ 13.6.00; TLZ 16.6.00; Thüringer Landesztg. 13.6.00; Frankfurter Allgem. Ztg. 9.8.00; Die Welt 8.8.00; Sächs. Ztg. 13.6.00; **Elspe:** Karl May & Co 81/Aug. 00; **Rathen:** Sächs. Ztg. 31.7.00 (2x; Name ›Winnetou‹ in Deutschland seit 1974 erlaubt)/20.9.00; Karl May & Co 81/Aug. 00; neue Spielstätte **Waldenburg** (Grünfelder Park): Karl May & Co 80/Juli 00; Ostthüringer Ztg. 6.6.00; **Erlebniswelt Stausee Oberwald** (›Silbersee‹ bei Hohenstein-Ernstthal): Leipziger Volksztg./Dresdner Neueste Nachr. 14.7.00 (Chr. Heermann); Karl May & Co 81/Aug. 00 (Interview mit Wolfgang Hallmann); **Mörschied:** Karl May & Co 81/Aug. 00; Der Stadtschreiber (Idar-Oberstein) 3/Juni 00; Naheland Urlaubskatalog 00 S. 35; **Gföhl:** Kronen-Ztg. (Wien) 30.8.00; **Winzendorf:** Unser Wien 29.6.00; **Bischofswerda und Katzweiler:** Karl May & Co 81/Aug. 00.

FILM. ›Der Schuh des Manitou‹, Karl-May-Film-Parodie von Michael ›Bully‹ Herbig, wird in der südspanischen Wüste und in den Münchner arri-Studios gedreht und von Constantin im Frühjahr 2001 in die Kinos gebracht. Abendztg. (München) 30.9.00; Saarbrükker Ztg. 15.6.00. • KM-Film auch aus Hollywood: Lübecker Nachr. 21.9.00; Die Welt 19.9.00 S. 33. • Das Xanadu-Kino in Sulzbach zeigte ›Der Schut‹ am 30.6./1.7./2.7.00, ›Winnetou und Shatterhand im Tal der Toten‹ am 7.7./8.7./9.7./12.7.00. Saarbrücker Ztg. 29.6./6.7.00. • Marie Versini wurde am 10.8.00 sechzig Jahre alt. Frankfurter Allgem. Ztg. 10.8.00; Stern 36/00 S. 232; Saarbrücker Ztg. 1.9.00. – Mario Adorf wurde am 8.9.00 siebzig Jahre alt. Saarbrücker Ztg. 7.9.00. • Christian Wolff (Synchronsprecher von P. Brice): Abendztg. (München) 17.7.00.

DVD-TECHNIK/VIDEO. Sorgfältig wieder in die ungekürzte Urfassung gebracht, erscheinen Winnetou-Filme jetzt auf DVD-Platten. Zum Anfang gibt es ›Winnetou‹ I–III und ›Der Schatz im Silbersee‹. DVD-Premiere III/2000 S. 21; rtv 37/00; Kurier am Sonntag 10.9.00. • Beim Karl-May-Archiv e.V. (Am Fuchsberg 21, 37077 Göttingen, Leiter Michael Petzel) gibt es zwei Videoaufnahmen von den Dreharbeiten zu den KM-Filmen ›Winnetou I‹, ›Winnetou II‹, ›Old Surehand I‹, ›Winnetou und sein Freund Old Firehand‹ (DM 90.- zuzügl. Versandkosten DM 5.-) und ›Winnetou und das Halbblut Apanatschi‹ (DM 60.- zuzügl. DM 5.-).

FERNSEHEN. Bad Segeberg: Nordtext 24.5.00; ARD-Text 23.6.00; MDR-Text 25.6.00; MDR 8.6.00: Gojko Mitić wird 60 Jahre; MDR 10.6.00: Felsenbühne Rathen; Kinofilme im TV: ›Winnetou I–III‹ in SAT 1 16./17./18.6.00 (Leserbrief von Uschi Behm in Gong 28/00); ›Der Schatz der Azteken‹ ZDF 13.8.00; ›Die Pyramide des Sonnengottes‹ ZDF 20.8.00 • Winnetou-Hörspiel nach Mays Originalfassung im Fernsehen des WDR als Lesung zu sehen: WDR und WDR 5, 31.10.00. Mitwirkende Rüdiger Hoffmann (Winnetou), Jürgen von der Lippe (Old Shatterhand), Hella von Sinnen, Dirk Bach, Mike Krüger u. a. Abendztg. (München) 13.10.00.

ERWÄHNUNGEN. Bücher: Gerd Kaminski, ›Der Boxeraufstand – entlarvter Mythos‹. Löcker Verlag Wien 2000, S. 177, 183, 184. • Walter Satterthwait, ›Wand aus Glas‹, Heyne 1993/dtv-TB 20281, S. 195: eine Galerie-Angestellte sagt von indianischer Kunst, daß „die Deutschen danach verrückt" sind, wegen eines deutschen Schriftstellers, „Karl May, M-A-Y geschrieben. Auf jeden Fall, er schreibt diese verrückten Western, und die Deutschen lieben ihn. Sie wollen alle Cowboys sein." • Erwin Chargaff, ›Das Feuer des Heraklit‹, Klett-Cotta 1988, S. 34. • Heinz G. Konsalik, ›Leben und Werk eines Bestseller-Autors‹, Weltbild (Augsburg) 2000, S. 59, 72, 166, 205. • ›Friedrich Wilhelm Mader. Leben und Werke. Gedenkblatt zum 60. Geburtstag‹, Union Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart/Berlin/Leipzig, 1926, S. 20, 22, 35. • **Presse:** Chr. Heermann, ›Alaskas Postgeschichte: Vom Goldrausch zum Ölboom‹. Deutsche Briefmarken-Ztg. 16/00 S. 14; Edition Erdmann, Novität Herbst 2000, S. 8; Stern-TV Magazin 36/00 zum Programm 8.9.00; Potsdamer Neueste Nachr. 21.7.00; Gong (Nürnberg) 27/00 ›Indianer – ein Mythos in Nahaufnahme‹; Abendztg. (München) 8.9.00; Nürnberger Nachr./Anzeiger 20.9.00 S. 11; Kronen-Ztg. (Wien) 3.7.00 (Quiz: „Unter welchem Namen schrieb Karl Hohenthal seine berühmten Bücher?" – Antwort: „unter dem Pseudonym Karl May")/6.7.00; TV Today 19/00 (Progr. z. 17.9.); Der Spiegel 21/00 S. 272; Hör zu 31/00 (Progr. z. 11.8.); Frankfurter Allgem. Ztg. 15.6.00; Westdeutsche Ztg. 26.5.00; Saarbrücker Ztg. 27.7.00; Der Tagesspiegel (Berlin) 26.5.00/24.9. S. W4; Die Rheinpfalz 7.10.00.

Unterlagen (bitte Quellen angeben, Zeitungsnamen nicht abkürzen!) und einseitig beschriebene Meldungen zu dieser Rubrik senden Sie (auch kommentarlos) bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

Berichtigung

Auf S. 1 des letzten Mitteilungsheftes (Nr. 125) ist uns leider ein kleiner Irrtum unterlaufen: Bei dem dort abgebildeten Gebäude handelt es sich korrekterweise natürlich um die ›Southwest Collection‹ der Texas Tech University in Lubbock. Alles andere wäre bei einem Bundesstaat im Südwesten der USA ja auch recht verwunderlich. **(jb)**

UNSER SPENDENDANK vom 1. Juli bis 30. September 2000

Sehr verehrte Mitglieder!

Zu den ersten Dingen, die neue Vorstandsmitglieder mit Staunen zur Kenntnis nehmen, gehört immer wieder die Information, daß nicht einmal die ›üblichen Service-Leistungen‹ der Karl-May-Gesellschaft (Jahrbuch, Nachrichten, Mitteilungen und Versandkosten) durch den Jahresbeitrag der Mitglieder gedeckt wären. Ohne Ihre kontinuierlich eingehenden Spenden müßten längst die Regel-Beiträge erhöht werden. Andererseits erlauben eben diese Spenden eine Publikationstätigkeit der Karl-May-Gesellschaft, die weit über die ›üblichen‹ Leistungen hinaus geht: Erich Heinemanns ›Erinnerungen und Betrachtungen‹ zu ›Dreißig Jahren Karl-May-Gesellschaft‹, das dem letzten Jahrbuch beilag und von dem wir hoffen, daß es Ihre besondere Aufmerksamkeit gefunden hat, ist dafür nur ein Beispiel. Gleichzeitig unterstützen wir die Arbeit an der Neuauflage des Karl May Handbuchs, das dringend aktualisiert werden und auf dem Buchmarkt wieder präsent sein sollte; Herr Gammler, unser ›Reprint-Beauftragter‹, arbeitet an einem besonders aufwendigen Reprintvorhaben von *Et in terra pax*, und zusammen mit Herrn Seul an einem Reprint-Band über Karl Mays Delinquenz- und Vagantenzeit für die ›Juristische Schriftenreihe‹; wir haben unsern finanziellen Beitrag geleistet zu einem Band mit den wichtigsten Arbeiten zum ›Schriftsteller Karl May‹ von Helmut Schmiedt, der zu dessen 50. Geburtstag kurz vor dem Erscheinen steht; und wir träumen von einer Dokumentation aller Beiträge des Karl May Symposions in Lubbock, des ersten Karl May Symposions auf amerikanischem Boden, das im September im *Llano estacado* stattgefunden hat. Dies alles wäre nicht zu realisieren ohne Ihre ganz erstaunliche Hilfsbereitschaft und Spendenfreudigkeit, für die wir deshalb sehr herzlich danken.

Mit allen guten Wünschen für ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

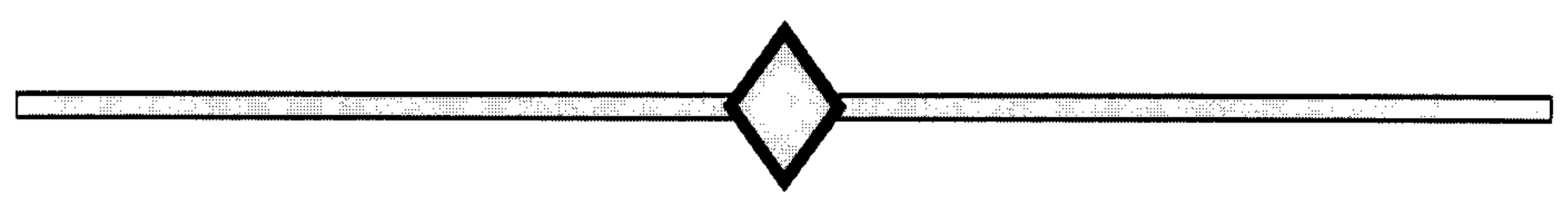
Reinhold Wolff, Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,
Hans Grunert, Joachim Biermann, Ulrike Müller-Haarmann, Uwe Richter

19 Spenden bis DM 19,99	147,48	H. Dorfmann, Springe	32,90
B. Arlinghaus, Dortmund	26,-	I. Ebert, Berlin	30,-
M. Bauer, Puchheim	24,90	A. Falentin, Köln	50,-
L. H. Baumm, Hamburg	37,50	G. Fritsch, Vaihingen	50,-
A. Bossert-Roigk, Biberach	20,-	G. Greiner, Ludwigsburg	50,-

K.-H. Häusler, Hamburg	50,-
G. Hauer, Tribuswinkel (A)	25,-
P. Herrmann, Bochum	50,-
A. Heuskin, Ingeldorf (L)	20,-
H.-J. Hinrichs, Emden	45,-
H. Imöhl, Marsberg	20,-
J. Kilisch, Innsbruck (A)	300,-
H. H. Kluck, Winsen	27,50
M. König, Munster	100,-
J. Körbel, Quirnbach	45,-
M. Landa, Wolnzach	50,-
P. Lesko, Wiesbaden	30,-
E. Mack, Paderborn	75,-
G. Marquardt, Bonn	75,-
L. Mateo de la Encarnación, Valencia (E)	100,-
H. Mühlberg, Bottrop	20,-
G. Mühlbrant, Plauen	33,82
U. Müller-Haarmann, Bonn	50,-
F. Munzel, Dortmund	30,-
G. Nowatzki, München	25,-
J. Patt, Remscheid	50,-
A. Patz, Kerpen	30,-
U. Plath, Neustadt	200,-
M. Platzer, Buchholz	25,-
R. Pütz, Unkel	150,-
J.-G. Reichert, München	25,-
B. Ruhnau, Reichelsheim	50,-
G. Schmitt, Marburg	25,-
W. Schnürch, München	100,-
G. Schwan, Lutherstadt Eisleben	24,-
B. Siebert, Bielefeld	50,-
W. Stroband, Ahlen	21,90
W. Temmel, Gelsenkirchen	50,-
G. Ueding, Jungingen	50,-
H. Walters, Holland (USA)	51,33
U. Wardenga, Hannover	50,-
A. Wendt, Birkenau	25,-
F. Werder, Bremerhaven	20,-
H.-G. Westermann, Dortmund	32,45
H. Wieser, München	30,-
F. Wirner, München	150,-
J. Wöbking, Koblenz	21,-
NN Inland	1.788,41
NN Ausland	600,-
Spenden im III. Quartal	DM 5.259,19
I.–III. Quartal insgesamt	DM 44.031,42

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane bzw. Reiseerzählungen (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft



Unsere Publikationen

Sonderhefte

Nr. 120	Joachim Biermann: Stichwortverzeichnis zu den ›Mitteilungen der KMG‹ Nr. 111–120	7,00 DM
Nr. 121	Wilhelm Brauneder: Die ›Leben-Werk-Assoziationen‹. Eine Kritik insbesondere anhand von Ralf Harders Buch ›Karl May und seine Münchmeyer-Romane‹	6,50 DM
Nr. 122	Andreas Binder: Karl Mays Jugenderzählung ›Der Ölprinz‹ – Interpretation und Wirkungsgeschichte	7,50 DM

Materialien zum Werk Karl Mays

Bd. 2	Johannes Zeilinger: Autor in fabula. Karl Mays Psychopathologie und die Bedeutung der Medizin in seinem Orientzyklus	16,00 DM

Materialien aus dem Autographenarchiv der KMG

Karl May: Merhameh (Faksimile der Handschrift und Transkription)	10,00 DM

Sonstiges

Erich Heinemann: 30 Jahre Karl-May-Gesellschaft 1969–1999. Erinnerungen und Betrachtungen	10,00 DM

Zentrale Bestelladresse: Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Fax: 0228/252492

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindungen:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg (BLZ 752 200 70), Konto Nr. 1995 480
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Konto Nr. 11 16 94–207
Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Hansotto Hatzig (hoh), Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum-Druck, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst auf Diskette einzusenden. Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.
Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 1. Oktober 2000

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen nach ihrer Veröffentlichung auch im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). VerfasserInnen, die das nicht wünschen, werden gebeten, dies der Redaktion vor der Veröffentlichung ohne Angabe von Gründen mitzuteilen.